

50 JAHRE FÖRDERUNG

KULTUR
HUMANITÄRE HILFE
MEDIZINISCHE FORSCHUNG
BILDUNG

STANLEY THOMAS
JOHNSON
STIFTUNG

STANLEY THOMAS JOHNSON STIFTUNG 1969 – 2019

AUFTRIEB —
DIE GESCHICHTE DER
STANLEY THOMAS
JOHNSON STIFTUNG

1969 – 2019

Auftrieb — Die Geschichte der
Stanley Thomas Johnson Stiftung

STANLEY THOMAS
JOHNSON
STIFTUNG

AUFTRIEB —
DIE GESCHICHTE DER
STANLEY THOMAS
JOHNSON STIFTUNG

1969 – 2019

Inhalt

- 9 Mirjam Eglin
Vorwort
Ein halbes Jahrhundert!
- 13 Martin Bieri
Findling ohne Teufel
- 19 Peter Miles
**Vom verschlafenen Marktstädtchen
in die Rüstungsindustrie**
- 31 Markus Mugglin
Ein subtil verschachteltes Firmenkonstrukt
Aviation Developments Ltd. in der Schweiz
- 37 Marcel Brengard
**Von 1969 bis heute – eine kurze Geschichte
der Stanley Thomas Johnson Stiftung**
- 45 Antoinette Schwab
Alexander von Muralt, ein visionärer Patriot
- 49 Julia Wehren
Walter Oberer, der Fährtenleser
- 53 Konrad Tobler
**Harald Szeemann alias SzAmen alias
D. Lara H. Namesz – der obsessive Gesamt-
kunstwerker und Entgrenzer**

- 57 Armand Cachelin, Beate Engel und Andreas Tobler
Die Förderung im Bereich der Medizinischen Forschung seit 1970
- 63 Beate Engel im Gespräch mit Gian Domenico Borasio, Professor für Palliativmedizin an der Universität Lausanne
«Die Medizin der Zukunft ist Altersmedizin»
- 70 Hrair Sarkissian
Fotostrecke «The Last Scene»
- 89 Stiftungsräte Ursula Frauchiger, Beat Wismer, Kaspar Zehnder und Beate Engel, Programm-Managerin Kultur
Gefordert und gefördert: Eigenständigkeit und Kreativität. Ein Roundtable zur Kulturförderung der Johnson Stiftung
- 98 June Johnson Dance Price
Fotostrecke Trilogie «Higher States», Kiriakos Hadjiioannou und die Association Antibodies
- 111 Phyllida Shaw
Sozialer Wandel durch Kultur in Grossbritannien
- 119 Larissa Bizer
Produktionsleitende – die Strippenzieher hinter der Bühne
- 127 Markus Mugglin
Von Not- und Entwicklungshilfe: Vorwärts zu den Anfängen
- 134 Cédric von Niederhäusern
Fotostrecke «Leaving war behind»
- 153 Bernhard Pulver
Bildung im Umbruch. 10 Thesen
- 161 Guido Münzel im Gespräch mit Gesundheits- und Fürsorgedirektor Pierre Alain Schnegg und Stiftungsrat Walter Rumpf
«Es gibt keine bessere soziale Integration, als einen Job zu haben.»
- 172 Marco Frauchiger
Fotostrecke Wettbewerb «tête-à-tête» – Partnerschaft mit der Erziehungsdirektion des Kantons Bern
- 185 Jürg Steiner
Zwischen Renditestreben und sozialem Engagement. Eine Begegnung mit Josef Schnyder, Geschäftsführer von 1992 bis 2010
- 189 Claudia Gnehm
Die Vermählung von Profit und Philanthropie

195	Mirjam Eglin und Guido Münzel
	Stiftungsführung heute. Die Grundsätze der Stanley Thomas Johnson Stiftung
	—
	Anhang
200	William Morgan und Mike Jones, Aerospace Bristol
	Die Entwicklung und Funktion der Blindniete
202	
	1910–2019: Chronologie der Stanley Thomas Johnson Stiftung
205	
	150 Millionen: Verteilung der Mittel von 1969–2018
206	
	Stiftungsrat, Präsidium und Geschäfts- führung seit 1969
207	
	Autorinnen und Autoren
208	
	Abbildungsnachweis
208	
	Impressum

Ein halbes Jahrhundert!

Mit Respekt und Freude blicken wir zurück auf das nun 50 Jahre dauernde Wirken der Stanley Thomas Johnson Stiftung. Viele wertvolle Projekte konnten seit 1969 in den Bereichen Kultur, Bildung, Humanitäre Hilfe und Medizinische Forschung angestossen und gefördert werden. Auch wenn es bei Weitem nicht möglich ist, alle Projekte im Einzelnen zu dokumentieren, so ermöglicht diese Publikation doch einen repräsentativen Einblick in die Entwicklung der Stiftung und ihrer Förderaktivitäten.

So wie es uns ein Anliegen ist, vorausschauend und nachvollziehbar zu handeln, so ist es uns auch wichtig, anlässlich des Jubiläums einen offen-kritischen Blick auf die Vergangenheit zu werfen. Diese Recherchen haben viele spannende, teils auch für uns neue oder überraschende Erkenntnisse sowie auch offene Fragen zur Stiftungsgeschichte gebracht. Wichtig ist es uns, im Rückblick zu zeigen, wie die verantwortlichen Stiftungsräte und Mitarbeiter die Tätigkeit der Stiftung immer wieder hinterfragten und – basierend auf dem Stiftungszweck – mehrmals neu ausrichteten. Kennzeichnend für die Stiftung sind ihre Dynamik und Lebendigkeit, die einerseits durch die natürlichen Veränderungen im Stiftungsrat, andererseits aber vor allem auch durch den gesellschaftlichen Wandel genährt wurden.

In diesem Sinne schauen wir neugierig in die Zukunft. Wir achten auf eine nachhaltige Wirkung und reflektieren immer wieder unser Tun. Als unabhängige Stiftung können wir eine langfristige Perspektive einnehmen und Projekte unterstützen, die vom öffentlichen Sektor, von kommerziellen Sponsoren oder von gemeinnützigen Sammelorganisationen nicht berücksichtigt werden. In unserer Arbeit setzen wir einen Fokus auf die Förderung innovativer Ansätze und den Aufbau nachhaltiger Partnerschaften.

Bei allen Umbrüchen und Neuerungen blieb und bleibt das übergeordnete Ziel der Stiftung stets im Zentrum allen Handelns: die Lebensqualität von Menschen zu verbessern und die gegenseitige kulturelle Verständigung zu fördern. Dies ist eine Aufgabe, die anspruchsvoll und dringlich bleibt.

Mirjam Eglin

Stiftungsratspräsidentin der Stanley Thomas Johnson Stiftung

«Ich war unter den Menschen, die davon abgehalten werden, Grenzen zu überqueren, und die hinter Mauern zurückgehalten werden. Und jetzt bin ich auf der anderen Seite. Ich weiss, wofür diese Menschen – Afghanen, Syrer – kämpfen. Es gibt viele Menschen wie mich da draussen, die einfach nie eine Chance erhalten haben. Hier lese ich Nachrichten darüber, dass Regierungen Mauern bauen und behaupten, damit Menschen zu schützen. Aber wovor? Vor Leuten wie mir? Das ist sehr traurig.»

Orna Kazimi, Künstlerin aus Afghanistan, Stipendiatin des Culture & Conflict Visiting Artists Programme am Central Saint Martins College, London 2016–2018.
→ Phyllida Shaw, Sozialer Wandel durch Kultur in Grossbritannien, S. 111f.

Findling ohne Teufel

Vor 50 Jahren wurde die Stanley Thomas Johnson Stiftung gegründet. Das Vermögen, aus dem sie hervorging, stammt aus dem Zweiten Weltkrieg. Was bedeutet das heute – und was hat das mit der Kunst zu tun? – Ein Essay.

Vergabung Nummer 158: Zehntausend Schweizer Franken an den Schriftsteller Erwin Heimann für seinen Roman *Die Gestraften*. So steht es in den Akten der Stanley Thomas Johnson Stiftung aus dem Jahr 1980. 9 Jahre zuvor hatte die noch ganz junge Stiftung mit zwei Beiträgen an das Rote Kreuz zugunsten der Opfer von Naturkatastrophen in Rumänien und Peru ihre Tätigkeit aufgenommen. Literarische Vorhaben waren bis zu Heimanns Roman so gut wie keine auf der Liste der gutgeheissenen Zuschüsse aufgetaucht.

Äussere und innere Gesetze

Erwin Heimann ist ein heute nicht mehr besonders bekannter Autor. Die Hörfolgen, die er für das Schweizer Radio schrieb, waren in den 1950er- und 1960er-Jahren jedoch Strassenfeger. Als der 1909 in Bern geborene Heimann, gelernter Heizungsmoniteur und später Lektor des Francke Verlags, 1991 starb, galt er als einer der letzten Arbeiterschriftsteller der Schweiz. Er hatte in seinen Schriften stets die Position einer reformistischen, staatstragenden Linken vertreten. In dem halbfiktionalen Roman *Die Gestraften* berichtet Heimann über die Verhältnisse im Schweizer Strafvollzug. Während der Arbeit hatte er sich zwei Wochen in der Strafanstalt Thorberg internieren lassen. Heimanns Text ist keine moralphilosophische Spekulation, trotzdem berührt er Fragen, die für die Beurteilung der Geschichte der Johnson Stiftung von Belang sind. Heimann schreibt, der Mensch sei «verschiedenen Gesetzen unterstellt». Die äusseren, «von gesellschaftlichen Normen diktierten» und «andere, ebenso zwingende, die den Menschen von innen heraus prägen, ohne dass er sie gewählt oder gewünscht hätte». Die äusseren Gesetze können, sagt Heimann, gebrochen werden, den inneren hingegen «sind die Menschen unentrinnbar ausgeliefert».

Die Hauptfigur fehlt

Das Vermögen, das die Grundlage für das Kapital der Johnson Stiftung bildet, wurde am Krieg verdient. Dass dieses Vermögen in die Schweiz kam, liegt daran, dass der englische Nietenfabrikant Stanley Thomas Johnson Handelsrestriktionen umgehen und Steuern vermeiden wollte. Die Gründung der Stiftung wiederum geht offenbar weder auf die Initiative des Namensgebers noch auf jene seiner Witwe June Johnson zurück, sondern auf die ihres Treuhänders Hugo Spühler.

Als hätte man es mit einem erratischen Block zu tun, dessen Ursprung in einer unwirtlichen Gegend liegt, dessen Vorkommen unerklärlich und dessen Überleben überraschend erscheint, steht die Johnson Stiftung wie ein Findling etwas verloren in der Gegend, und kaum jemand weiss, weshalb und wieso. In Geschichten über Findlinge kommen oft Riesen vor, die die Felsen irgendwo abgelegt haben, oder der Teufel, der eine Kirche zerschmettern wollte, bevor er davon abgehalten wurde, weshalb er den Klotz dann eben liegen liess. Doch in der Geschichte der Johnson Stiftung, so irrtümlich sie wirkt, gibt es diesen Riesen nicht und auch keinen Teufel.

Wer sollte auch die Hauptfigur sein? Stanley Thomas Johnson, der Kriegsgewinnler, der nie etwas von der Stiftung erfahren hat und in dessen Leben und Wirken beim besten Willen keine Spuren zu finden sind, die auf die spätere Gründung hinweisen würden? June Johnson, die zwar eine biografische Verbindung zu irgendeiner Art von Tanz gehabt haben könnte, jedoch nicht selber auf die Idee kam, ihr Erbe so weiterzugeben? Oder der Berner Treuhänder Hugo Spühler, der diese Idee hatte, aber doch ziemlich zufällig in die ganze Sache geraten war? Sie alle taugen nicht zu Protagonisten, keiner ist ein Handlungsträger, in dem sich Motiv und Tat verbänden, ineinanderfallen würden. Diesen Findling hat niemand liegen gelassen. Er ist einfach da.

Das unterscheidet die Johnson Stiftung von anderen Stiftungen, deren Äufnung nicht selten ebenfalls ethisch mindestens problematisch ist, die sich aber eindeutig auf einen Verantwortlichen beziehen können. Die deutsche Flick-Stiftung setzt sich gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Intoleranz ein und verfügt über eine bedeutende Kunstsammlung, geht aber auf das Wirtschaftsimperium von Friedrich Flick zurück, der 1947 wegen Kriegsverbrechens zu 7 Jahren Haft verurteilt worden war. Die Stiftung Sammlung E. G. Bührle, deren Werke demnächst in den Erweiterungsbau des Zürcher Kunsthauses einziehen werden, ist aus dem Vermögen des Rüstungsindustriellen Emil G. Bührle erwachsen. Die in der Kunstförderung sehr aktive Fondation Nestlé pour l'Art wurde 1991 anlässlich des 125. Jubiläums des

namensgebenden Nahrungsmittelkonzerns gegründet, der personell nach wie vor im Stiftungsrat vertreten ist und dessen wirtschaftliche Aktivitäten den mutmasslichen oder behaupteten politischen Überzeugungen vieler Geförderter zuwiderlaufen dürften.

Sind Nieten Waffen?

Es scheint im Stiftungswesen in manchen Fällen eine Dialektik zwischen ethisch illegitimer, wenn auch nicht zwingend unrechtmässiger Bereicherung und Wohltätigkeit zu geben, im Falle der Johnson Stiftung sogar eine zwischen Destruktion und Kreation – denn was bedeutete der Einsatz von Johnsons Nieten an Kampfflugzeugen in der Konsequenz anderes als Zerstörung? Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass die Alliierten mit diesen Jägern und Bombern gegen einen Feind vorgingen, dessen zerstörerischer Furor jedes Mass überstieg.

Mit Nieten lassen sich ganz andere Dinge machen, Brücken bauen zum Beispiel. Doch Johnsons Nieten waren Teil eines Waffensystems. Doch macht sie das selbst zu Waffen? Nach aktueller helvetischer Gesetzgebung wären sie es und wären es nicht. Gemäss Artikel 5 des Schweizerischen Kriegsmaterialgesetzes werden grundsätzlich auch Einzelteile und Baugruppen vom Kriegsmaterialbegriff erfasst. In der Botschaft zu dem Gesetz hält der Bundesrat jedoch fest, dass Elementarteile wie Schrauben, Muttern oder Bolzen dem Gesetz nicht unterstellt seien, das gilt sogar für Spezialanfertigungen. Folglich fallen Blindnieten für Kampfflugzeuge nach heutigem schweizerischen Recht nicht unter den Kriegsmaterialbegriff, selbst wenn das Recht selbst sie als solche beschreibt. Wird hier Heimanns Vorstellung von «äusseren» und «inneren Gesetzen» nicht Buchstabe, von inneren und äusseren Prinzipien, die sich widersprechen, auch wenn sie dasselbe meinen?

Moralische Alchemie

Und dieser Widerspruch spiegelt sich im Stiftungszweck der Johnson Stiftung wider, der die andere Seite des dialektischen – oder soll man sagen, dilemmatischen? – Schemas von Destruktion und Kreation festhält. Unabhängig davon, wer den Anstoss zu dieser Formulierung gab, lässt sich aus der «Hilfeleistung an Kriegsoffer und Flüchtlinge» ein Wille zur Wiedergutmachung herauslesen. Aus optimistisch humanistischer Sicht wäre die Förderung der «schönen Künste» und der «wissenschaftlichen Forschung» womöglich mit der Hoffnung auf eine Welt gleichzusetzen, in der eine solche Wiedergutmachung nie mehr nötig wäre. Für die Rettung der

Welt vor den Menschen, dafür steht der Leitgedanke hinter dem Stiftungszweck, für die «Verbesserung der menschlichen Lebensbedingungen im Allgemeinen und die Förderung des kulturellen Verständnisses», wie es wörtlich heisst. Ausgenommen von der Stiftungstätigkeit waren ursprünglich allerdings die Sowjetunion, «Rotchina» und Deutschland. So hielt es das Testament von June Johnson unter Weiterführung eines Denkens in klaren Fronten fest.

Davon ist die Stiftung unterdessen abgekommen. Sie hat sich auch längst von dem noch immer existierenden Konzern Avdel, der von Johnson gegründeten «Aviation Developments», gelöst, und neuerdings wird sogar das Stiftungskapital nachhaltig angelegt. Aus Schrecklichem ist Schönes geworden, scheint es. Es ist, als habe sich das Johnson-Geld in einer Art alchemistischem Prozess aus einem unreinen zu einem reinen Material verwandelt, als habe es, so neutral es seinem Wesen nach eigentlich ist, eine moralische Läuterung erfahren, zum Preis der historischen Ortlosigkeit allerdings. Daher seine erratisch wirkende Existenzform in der seltsam bezugslosen Johnson Stiftung.

Kunst und Geld

Dass in diesem Prozess die Kunst eine Rolle spielt, ist alles andere als erstaunlich. Die Kunst bringt seit jeher den Widerspruch zum Ausdruck, nicht ganz von dieser Welt zu sein und doch vollkommen dem Diesseits zu entstammen. Jeder Versuch, die Verhältnisse zu thematisieren und womöglich zu kritisieren, aus denen sie kommt, macht die Kunst zum Hauptdarsteller in diesem Drama der Unentrinnbarkeit. Dass Geld und Kunst nichts miteinander zu tun haben sollten, ist ohnehin ein Märchen. Geld ist der Kunst nichts Äusserliches, Geld ist nicht das, was Kunst von aussen ermöglicht, beide sind ineinander eingeschrieben. Das war so, als Kunst die Auftragnehmerin der Macht war, das ist so, seit sie auf dem Markt verkauft. Geld drückt sich durch Kunst aus und Kunst als Geld. Nur schweigt die Kunst gern über ihre Geldhaltigkeit, wohingegen sich das Geld mit seiner Kunsthaltigkeit brüstet. Kunst und Geld sind beide Abstrakta, die sich nur scheinbar in Beziehung zu etwas anderem, als Abbild oder als Wert, zeigen, letztlich aber einzig in Bezug zu sich selber stehen.

Folglich kann das Geld, von dem hier die Rede ist, das Johnson-Geld, auch unter keine Strafe gestellt werden, es kann nicht schuldig sein für seine eigene Geschichte und Herkunft, und dasselbe gilt für die Stiftung, die es konstituiert. Diese Stiftung bildet den weltlichen Rahmen, die das fast metaphysisch entrückte Kapital am Boden hält. Sie ist die Sage, vom Teufel mit dem Findling, vom Teufel, den es nicht gibt.

Das Geld weiss nichts von der Last seiner Geschichte, die Stiftung muss sie tragen. Ist das die Strafe für Johnsons Kriegsgewinn, für seine Nieten? Erwin Heimanns Roman heisst nicht *Die Bestraften*, sondern *Die Gestraften*. «Gestraft» heisst nicht das Gleiche wie «bestraft». Mit dem veränderten Präfix löst Heimann die Strafe, weitet sie aber gleichzeitig aus. Wer gestraft ist, ist nicht der Bestrafte. Gestraft ist man passiver als bestraft, eine Bestrafung hat man vielleicht verdient, verursacht jedenfalls, ausgenommen, sie wäre nicht gerechtfertigt, gestraft hingegen wird, wem etwas geschieht, wer etwas zu tragen hat, für das er nichts kann. Bestraft *wird*, gestraft *ist* jemand.

Die Stanley Thomas Johnson Stiftung hat eine Geschichte. Ihr Geld wird man dafür nicht bestrafen können. Und die Stiftung auch nicht. Das Geld ist frei. Die Stiftung ist damit gestraft.

Vom verschlafenen Marktstädtchen in die Rüstungsindustrie

Alles begann in einem Gartenschuppen in Godalming, südlich von London. Vater und Sohn Johnson spezialisierten sich auf Vertrieb und Wartung von Motorenzubehör. Bis Stanley Thomas Johnson sich die Rechte für ein spezielles Nietensystem sicherte und dessen eminente Bedeutung für die aufstrebende Luftfahrzeugindustrie erkannte – ein Industriezweig, der vor allem angesichts des Zweiten Weltkriegs rasant wuchs. – Eine Recherche vor Ort.

Das liebevoll gestaltete Museum im historischen Zentrum von Godalming erinnert an jene Persönlichkeiten, deren Geschichte mit dem schmucken Marktstädtchen verbunden ist: etwa an James Oglethorpe, der 1733 auf dem Gebiet der zukünftigen USA die Kolonie Georgia gründete, oder Aldous Huxley, Autor des dystopischen Romans *Brave New World*. Godalming liegt, in sanfte Hügel, Wiesen und Wälder eingebettet, rund 50 km südlich von London. Es gehört zum sogenannten «Stockbroker Belt», was heisst, dass das Londoner Finanzviertel für wohlhabende Pendler von hier aus einfach zu erreichen ist. Im Museum findet sich auch eine Kurzbiografie von Stanley Thomas Johnson, dessen Geschichte an diesem verschlafenen Ort beginnt.

Vom Museum aus führt die Hauptstrasse über den Fluss Wey zum neueren Stadtteil Farncombe. Dort bezogen Albert Harry und Sarah Jane Johnson ein paar Jahre nach ihrer Heirat ein um 1908 errichtetes Doppelhaus mit sieben Zimmern. Sarah, geborene Hunter, stammte aus einem kleinen Ort in der nordöstlichen Grafschaft Yorkshire. Harry kam aus einem Dorf nördlich der Universitätsstadt Cambridge. Er war Fahrrad- und Motorradmechaniker. Hier, in der Hare Lane 59, wurde Stanley T. Johnson, wie er sich später nannte, am 10. Juni 1910 geboren. 1914, am Vorabend des Ersten Weltkriegs, folgte seine Schwester Dorothy Ellen. Harry hatte in Godalming beim Fahrrad- und Motorradhändler Edgington Arbeit gefunden. Dank seinem Arbeitgeber entging er offenbar der 1916 eingeführten allgemeinen Wehrpflicht, denn Edgington beschwor die Behörden, Albert behalten

zu dürfen. Wie viele andere Betriebe hatte sich auch Edgington den Verhältnissen angepasst und stellte Munition her. Stanley machte somit bereits als Kind Bekanntheit mit Motoren, Mechanik und Kriegswirtschaft.

Mit 14 Jahren endete für Stanley die obligatorische Schulpflicht. Welchen Weg er danach beschritt, ist nicht überliefert. Gut vorstellbar ist jedoch, dass er von Albert in die Welt der Fahrradmechanik und Motoren eingeführt wurde und berufsbegleitend am Technikum in Godalming oder im benachbarten Guildford Kurse besuchte. Deren Angebote umfassten Fächer wie Motoren- und Elektrotechnik, Maschinenbau sowie Handel und Buchhaltung.

1929 zogen die Johnsons in ein grosses frei stehendes Haus mit dem Namen «Manningtree» um, an der Ecke der Hauptstrasse Meadow und der Llanaway Road. Dort begann Stanley im Gartenschuppen mit seinen Geschäften, und Anfang der 1930er-Jahre wurde der Familienbetrieb «Johnsons (of Godalming)» gegründet. Die Johnsons spezialisierten sich auf Vertrieb und Wartung von Motorenzubehör, unter anderem für die sich rasant entwickelnde Luftfahrtindustrie. Sie hatten denn auch Beziehungen zum bloss 20 km entfernten Luftfahrtzentrum in Farnborough, damals Sitz des Royal Aircraft Establishment, wo Prototypen entworfen wurden. Der einzige noch existierende Nachweis für diese Verbindung ist ein abschlägiger Bescheid: Ein Testbericht des Establishment vom März 1936 befand Quecksilberdraht-Sicherungen aus dem Hause Johnson für untauglich, weil sie zu schnell durchbrannten.

Eine Niete als zündende Idee

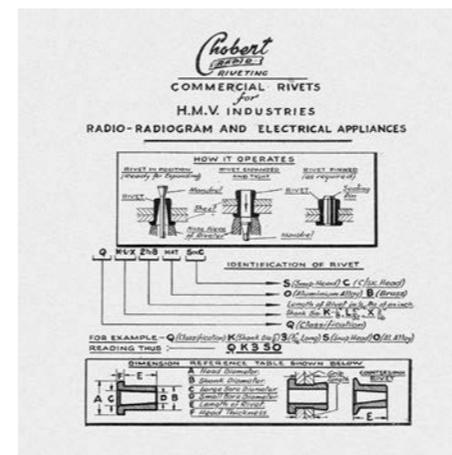
Noch im selben Jahr landete Stanley aber seinen grossen Coup. Grossbritanniens Wirtschaft befand sich nach der weltweiten Krise wieder im Aufschwung, nicht zuletzt dank einem massiven Aufrüstungsprogramm. Angesichts der Bedrohung durch Nazi-Deutschland forcierte die britische Regierung den Bau von Kampfflugzeugen. Diese wurden zu jener Zeit nicht mehr vorwiegend aus Holz gebaut, sondern zunehmend aus Aluminium, wofür es neue Montagemethoden brauchte. Bislang erfolgte der Zusammenbau der Einzelteile unter anderem mithilfe von Vollnieten, die von mindestens zwei Arbeitern von der Vorder- und Rückseite der Komponente aus eingelassen wurden. Mit dem neuen Chobert-Blindnietensystem konnte nun eine Einzelperson die Verbindungselemente von nur einer Seite aus mit einem speziellen Handwerkzeug, einer Nietpistole, setzen, was die Montagezeiten enorm verkürzte und zudem Kosten einsparte.



Johnsons Familienwohnsitz ab 1929: das Haus «Manningtree» in Godalming, Nr. 37 Meadow



Erster Firmensitz: der Schuppen im Garten der Familie Johnson, 1936



Chobert-Blindniete: Annonce der Aviation Developments Ltd., undatiert

Das System war erst ein paar Jahre zuvor in den französischen Blériot-Flugzeugwerken entwickelt worden. Federführend waren die Konstrukteure Leon Kirste, ein Österreicher, und der Franzose Jacques François Gabriel Chobert, in dessen Namen die Erfindungen patentiert wurden. Stanley gelang es nun, sich die Rechte für die Herstellung, Verwendung und Vermarktung des Chobert-Systems für das ganze britische Empire zu sichern. Um dies umzusetzen, gründete er am 11. Juni 1936 die Firma Aviation Developments Ltd.. Ihren Sitz hatte die Firma – wie schon Johnsons (of Godalming) – im «Argyle House» in London, gegenüber vom Bahnhof «King's Cross». Die Gründungsurkunde hält den Zweck der neuen Firma über fünf Seiten ausführlich fest: Herstellung und Vertrieb von Werkzeugen und Ausstattung jeglicher Art für Flugzeuge, Maschinen und Motoren sowie der Erwerb von Patenten und Lizenzen und die Vergabe der damit verbundenen Rechte. (Vgl. S. 202f.)

Mit besten Beziehungen zum Geschäftserfolg

Wie gut Stanley bereits vernetzt war, belegt die Zusammensetzung des hochkarätigen Aviation-Verwaltungsrats. Als Präsidenten gewann er ein Schwergewicht der britischen Flugzeugindustrie, den Aviatik-Pionier Alliot Verdon-Roe. Dieser hatte 1910 Avro gegründet, einen der ersten Flugzeughersteller der Welt, und soll zumindest den Löwenanteil des Startkapitals für die neue Firma eingebracht haben. Verdon-Roes Biografie enthält allerdings auch ein unrühmliches Kapitel: 1934 war er in die British Union of Fascists (BUF) eingetreten, und er sympathisierte auch nach dem Krieg mit faschistischem Gedankengut. Etliche BUF-Mitglieder

entstammten der gesellschaftlichen Elite, und Verdon-Roe war dabei nicht der einzige Flugzeugindustrielle. Hintergrund war deren unbändiger Glaube an die Überlegenheit durch technologischen Fortschritt, vor allem durch die Entwicklung von immer besseren Flugzeugen. Es gibt aber keinerlei Hinweise darauf, dass auch Stanley mit solchen Ideologien liebäugelte. Den einflussreichen Verdon-Roe an Bord zu haben, war ein geschickter Schachzug, der viele Türen öffnete.

Einen optimalen Geschäftskanal eröffnete Stanley, indem er den Geschäftsführer des Flugzeugherstellers Supermarine Aviation Works, Trevor Westbrook, als technischen Berater in den Vorstand holte. Supermarine baute nämlich die berühmten Spitfire Kampfflugzeuge, die zwischen Mitte Juli und Ende Oktober 1940 in der Luftschlacht um England eine entscheidende Rolle spielten. Insgesamt wurden 20000 Spitfires gebaut, alle mithilfe von Chobert-Nieten.

Die wichtigste Position bei Aviation Developments blieb jedoch Stanley als Geschäftsführer vorbehalten. In Fachzeitschriften wurde er als flugbegeisterter Mann beschrieben, der seit Jugendzeiten mit Johnsons (of Godalming) verbunden gewesen sei. Auch das Chobert-System wurde in der Fachpresse ausführlich beschrieben, und im September 1936 legte sich Stanley in einem Leserbrief in der Zeitschrift *Flight* dermassen für sein Produkt ins Zeug, dass er eine Konkurrenzfirma zu einem Konstruktions-Duell herausforderte, um zu beweisen, dass sein System effizienter und damit kostengünstiger sei.

Schon damals war Stanley an mehreren parallel geführten Unternehmen beteiligt. Ende 1936 waren es mindestens deren drei: Aviation und Johnsons (of Godalming) sowie Johnsons (Holdings), eine Firma, die kurz nach der Aviation-Gründung vorerst als Stanley Johnson Ltd. ins Leben gerufen worden war, um mit Flug- und Motorfahrzeugen Handel zu treiben. Die drei Firmen bewegten sich auf ähnlichem Terrain, und es nicht mehr zu entwirren, wie sie finanziell verbunden waren.

Bald war klar, dass sich Stanley mit dem Chobert-System gegen die Konkurrenz durchgesetzt hatte, denn Anfang 1940 wurde in der Fachpresse geschätzt, dass etwa drei Viertel aller im britischen Empire gebauten Flugzeuge Chobert-Nieten enthielten.

Man sucht vergeblich nach Hinweisen darauf, wo sich in den ersten Jahren Lager und Produktionsstätte von Aviation befanden. Aber Ende Juni 1939, gut zwei Monate bevor Grossbritannien Deutschland den Krieg erklärte, verlegte die Firma ihren Hauptsitz nach Welwyn Garden City in der Grafschaft Hertfordshire, gut 30 km nördlich von London. Die Büros in der Hauptstadt blieben bestehen. Welwyn wurde 1920 als Gartenstadt gebaut, mit der Vision, die Vorteile von Stadt und Land zu vereinen und gleichzeitig deren Nachteile zu vermeiden. Für Stanley hatte der Umzug zwei grosse Vorteile: Dort gab es genug Platz für Büros und Produktion, und die Wahrscheinlichkeit, von deutschen Bomben getroffen zu werden, war weit geringer.

Sprung über den Atlantik und die Kriegsjahre

Im September 1940 entging Stanley knapp einer Katastrophe. Mit den Chobert-Rechten für das ganze britische Empire in der Tasche drängte nun als Erstes ein Besuch in Kanada, das kurz nach Grossbritannien in den Krieg eingetreten war. Zudem wollte Stanley seine Geschäfte in die USA ausweiten. Er kaufte sich dafür eine Fahrkarte für die Reise von Liverpool nach Montréal mit dem Passagierschiff «City of Benares». Transatlantische Reisen waren zu jener Zeit mit erheblichen Risiken verbunden, denn Kriegs- und Passagierschiffe waren deutschen Angriffen aus Luft und Meer ausgesetzt. Die «City of Benares» befand sich im Rahmen eines Evakuierungsprogramms im Dienst der britischen Regierung und sollte Kinder aus städtischen Risiko-Gebieten in Sicherheit bringen. Die Kindertransporte boten auch zahlenden Passagieren eine gewisse Sicherheit, begannen sie ihre Reise doch im Schutz eines ganzen Konvois von Schiffen.

Die «City of Benares» verliess Liverpool am 13. September 1940. Der Begleitkonvoi hatte bereits abgedreht, als der Dampfer am Abend des 17. September ins Visier eines deutschen U-Bootes geriet. Das U-Boot feuerte ein Torpedo ab und traf, worauf die «City of Benares» innerhalb von nur 30 Minuten unterging. Die Mehrheit der Besatzung und Passagiere, darunter Prominente, Wissenschaftler und Geschäftsleute, fielen dem Angriff zum Opfer. Von den 90 evakuierten Kindern überlebten nur deren 13. Die Tragödie erschütterte Öffentlichkeit und Regierung so sehr, dass die Kindertransporte über den Atlantik eingestellt wurden.

Und Stanley? Er figuriert zwar mit Fahrkartenummer und Berufsbezeichnung «Luftfahrtingenieur» auf dem Schiffsmanifest, ist aber auf keiner offiziellen oder inoffiziellen Liste von Überlebenden zu finden. Entweder hatte er es sich im letzten Moment anders überlegt, hatte es wegen der damals tobenden Luftschlacht um England gar nicht rechtzeitig nach Liverpool geschafft, oder er hatte sich schon vorher mehrere Fahrkarten gesichert, um sich verschiedene Optionen offenzuhalten.

Stanley schaffte es nämlich vor Jahresende doch noch über den Atlantik, und kurz darauf, im Juli 1941, wurde in Kanada die Firma Aviation Developments (Canada) Ltd. registriert. In den USA dauerte es noch eine Weile, bis die Firma Aviation Developments Inc. im Juli 1945 im steuergünstigen Staat Delaware eingetragen wurde und ein Jahr später in einem Büroraum in Burbank, Kalifornien, ihren Betrieb aufnahm.

Aviation vermarktete das Chobert-System nun als eigentliche Waffe und pries es in den ersten Kriegsjahren in einer Werbung als «Tommy Gun der Industrie» an. Tommy Gun hiess im Volksmund die Thompson-Maschinenpistole, mit der vor allem amerikanische und britische Truppen ausgerüstet waren.

MEETING THE NEED FOR SPEED

- UP TO 1000 BLIND RIVETS PER HOUR.
- Positive expansion up to .010 in. oversize.
- Remote Control available for awkward jobs.
- In use with leading Aircraft Constructors and R.A.F. Units.
- Development Staff advises on application to individual needs.

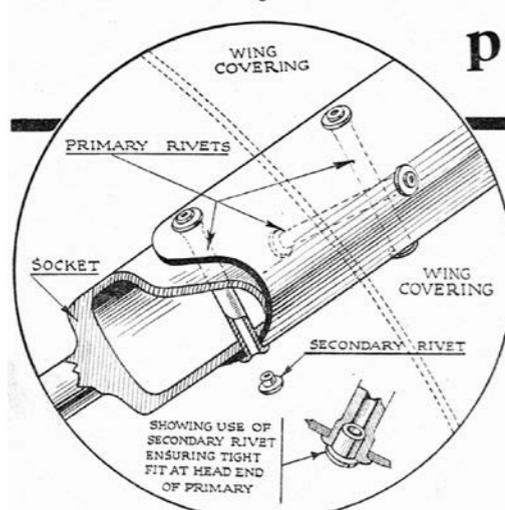


CHOBERT
System OF BLIND RIVETING

AD2

AVIATION DEVELOPMENTS LTD. WELWYN GARDEN CITY PATENTEES — Send in your Ideas!

Have you a blind riveting or pinning problem?



If so, bring it to us. See what we have done for Blackburn's by means of the

CHOBERT SYSTEM

In addition millions of ordinary CHOBERT rivets have been used in the construction of Blackburn Aircraft.

Write for full particulars

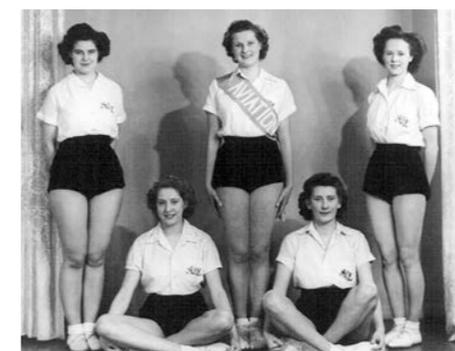
AVIATION DEVELOPMENTS Ltd.
ARGYLE HOUSE, 29/31 EUSTON ROAD - - - - - LONDON, N.W.1
Telephone : TERminus 6288. AVIDEV, Norwest, London



Mit Hut und Zigarette: Mr. Stanley Thomas Johnson demonstriert mit der «C Gun» das Nietsystem, 1940er-Jahre



Frauenarbeit: Presswerk, St. Albans, Juli 1941



Ertüchtigung mit Firmenlogo: Teilnehmerinnen eines Trimm dich-Kurses, März 1942

Eine Verkaufsbroschüre aus jener Zeit bietet das Chobert-System als Lösung für eine ganze Palette von Rüstungsprodukten an, etwa für Kampfflugzeuge, Panzer, Waffensysteme oder Schleudersitze. Bis zu 1 000 Blindnieten könnten pro Stunde angebracht werden, hiess es.

Der Rüstungsindustrielle

Der Krieg mit seinem riesigen Bedarf an Chobert-Nieten sowie die nachfolgenden Jahrzehnte machten Stanley zu einem erfolgreichen und wohlhabenden Rüstungsindustriellen. Nach dem Erwerb der Chobert-Rechte meldeten Stanley und andere Aviation-Ingenieure weitere Patente an, meist Verbesserungen des Chobert-Systems, und nach dem Krieg expandierte die Firma in weitere Länder. Um mit der rasanten technischen Entwicklung und den steigenden Qualitätsanforderungen mitzuhalten, wurden in den folgenden Jahrzehnten Nieten und Befestigungssysteme in verschiedenen Ausführungen kontinuierlich weiterentwickelt, angepasst und verfeinert. Neue Werkstoffe wurden eingeführt, und Stanleys Produkte fanden in immer mehr Bereichen Anwendung. Auch heute sind wir im Alltag von Blindnieten umgeben, etwa, wenn wir mit Auto, Zug oder Flugzeug unterwegs sind, wenn wir am Kochherd stehen oder die Waschmaschine bedienen und wenn wir am Computer sitzen oder mit den Smartphone hantieren. Schon 1948 feierte Aviation mit einer Erfindung weitab von der Rüstungsindustrie grosse Erfolge, und zwar mit einer unverwüstlichen Ohrmarke für Nutztiere, die selbstverständlich mit einer Niete anzubringen war.

Das Wort «Aviation» im Namen wurde deshalb zunehmend als Einschränkung empfunden, und 1961 wurde die Firma in das Kürzel «Avdel» umgetauft.

Dabei steht das Kürzel für Aviation Developments Ltd. oder Aviation Developments Ltd. Gleichzeitig wurden in Welwyn neue und grössere Geschäfts- und Produktionsgebäude eingeweiht. Avdel wechselte in den darauffolgenden Jahrzehnten mehrmals den Besitzer und gehört seit einigen Jahren zum multi-nationalen Riesen Stanley Engineered Fastening, der seinen Sitz in New Britain, Connecticut/USA hat.

Exklusive Wohnungen im Prominentenviertel

Stanley verabschiedete sich Mitte der 1930er-Jahre allmählich von Godalming und scheint fast nomadenhaft gelebt zu haben. Sein Name figuriert zwar bis 1937 in Godalming im Wahlregister, bereits ab 1934 aber ebenfalls in Londoner Adressbüchern. Eine dieser Adressen befand sich gleich um die Ecke von «Argyle House», eine andere in Westlondon. In der Volkszählung von 1939 wurde Stanley in Nordlondon am Wohnort eines Arbeitskollegen erfasst, und im folgenden Jahr gab er beim Fahrkartenkauf für die «City of Benares» die Adresse eines anderen Ingenieur-Kollegen an, diesmal in Welwyn.

Viele Register und Verzeichnisse überlebten die Bombenangriffe der Kriegsjahre nicht. Jene Adressen, die sich aber nach dem Krieg für Stanley finden, zeugen von seinem steilen Aufstieg und grossen Reichtum, der damit einherging. In London besass er, entweder selbst oder über seine Firma, mindestens zwei Wohnungen in einem exklusiven Gebäudekomplex am Dolphin Square, nahe der Themse. Viele Prominente haben über die Jahrzehnte dort gelebt. Eine andere Wohnung besass Stanley im Wohnblock «Park House» im Zentrum von Welwyn. Bei seinen Geschäftsreisen zwischen 1949 und 1952 gab Stanley immer wieder verschiedene Adressen an, einmal eine am Dolphin Square, dann wieder jene in Welwyn.

Noch vor dem Krieg hatte Stanleys Familie Godalming ebenfalls verlassen und hielt sich kurze Zeit im Haus in Westlondon auf. Stanleys Eltern Albert und Sarah waren in der Volkszählung von 1939 zusammen in der mittelenglischen Stadt Birmingham aufgeführt, trennten sich aber während des Kriegs oder unmittelbar danach. Ab 1946 lebte Sarah nämlich in einer der Wohnungen am Dolphin Square, in der Nummer 610 des Blocks «Hood House». Albert verbrachte seinen Lebensabend in Mittelengland, und Dorothy heiratete 1947 in zweiter Ehe den Reeder und Windhund-Besitzer Noel Wilfred Purvis, der dafür bekannt war, dass er in einem gelben Rolls Royce bei den Hunderennen aufkreuzte.

Über Stanleys Privatleben ist bis 1954 nichts bekannt. Im März jenes Jahres hingegen war in der Wohnung Nummer 20 im «Park House» in Welwyn gemeinsam mit ihm eine gewisse June M. Starr gemeldet.



Gruppenbild mit Damen: Arbeiter, Woodfield Road, Juli 1941



Viele Verbindungen: Stanley Thomas Johnson in seinem Office, undatiert

Die Frau aus der Stadt der Fischer

Noch während Stanley in Godalming und London an seinen technischen und geschäftlichen Fähigkeiten schliff, spielte sich in der nordostenglischen Küstenstadt Hull eine Tragödie ab. Am 4. März 1933 meldete die dortige Presse, man mache sich zunehmend Sorgen um den überfälligen Fischtrawler «James Long». Die «James Long» war fünf Wochen zuvor mit einer 13-köpfigen Besatzung nach Island ausgelaufen, hatte sich aber seit vierzehn Tagen nicht mehr gemeldet. Obschon man noch immer hoffte, dass sich der Trawler bloss verspätet hatte, machten sich die Angehörigen bereits aufs Schlimmste gefasst. Erster Offizier der «James Long» war der 29-jährige Cyril Vale, verheiratet mit Ivy Maude und Vater der fast 2-jährigen June Mary.

Cyrils Frau Ivy erzählte der Zeitung *Hull Daily Mail*, ihr Mann habe möglicherweise eine böse Vorahnung gehabt, denn er habe sich vor dieser Fahrt gescheut. Er sei bereits im Vorjahr an Bord der «James Long» gewesen, als diese eine Zeit lang als verschollen galt. Die Puppe, mit der ihre kleine Tochter June gerade spiele, habe ihr Cyril von jener Reise aus Island zurückgebracht. June frage dauernd nach ihrem Vater und sei ob seiner Abwesenheit krank geworden. Zehn Tage später wurde die «James Long» offiziell für verloren erklärt, und Cyrils Bild prangte auf der Titelseite der Lokalzeitung. Noch Jahre später erschien jeweils anlässlich des Unglückstages, der 30 Kinder zu Waisen gemacht hatte, ein Inserat von Ivy und June zum Gedenken an Cyril.

Am 25. Februar 1937, June war nun fast 6 Jahre alt, heiratete Ivy in Hull ihren zweiten Mann, Joseph Starr aus der irischen Stadt Nenagh. Das Ereignis war dem *Hull Daily Mail* einen ganzen Artikel wert:

Ivy habe zur Hochzeit ein lilafarbenes Kleid mit passendem Hut getragen und dazu bei der anschliessenden Abfahrt Richtung Südengland einen Mantel aus Eichhörnchenpelz. Von June Mary, die mit Nachnamen jetzt neu Starr hiess, war im Artikel keine Rede. Ihre Lebensgeschichte in den folgenden siebzehn Jahren bleibt ein Rätsel.

June wurde am 28. März 1931 in Hull geboren. Seefahrt und Fischerei waren Familientradition in dieser Stadt, deren Namen ein Synonym war für die englische Fischereiwirtschaft. Bereits Junes Grossvater Vale war Fischer gewesen, und ihr Grossvater mütterlicherseits war als Matrose zur See gefahren. In den Zeitungsberichten über die Trawler-Tragödie hatte es geheissen, June habe vor Kurzem, demnach im Alter von ungefähr 12 Monaten, bei einem regionalen Baby-Wettbewerb einen Preis gewonnen. In diesen Wettbewerben ging es um die gesundheitliche Erscheinung, und die «gesündesten» Kinder in verschiedenen Alterskategorien durften jeweils einen silbernen Löffel mit nach Hause nehmen.

In der Volkszählung von 1939 fehlt von June jede Spur, wohingegen Ivy und Joseph Starr in der südenglischen Hafenstadt Portsmouth aufgeführt sind. Joseph war dort Funker auf einem Kriegsschiff, und Ivy führte einen Laden. Möglicherweise lebte June während des Kriegs eine Zeit lang in Irland, der Heimat ihres Stiefvaters, denn von dort kam im Sommer 1944 eine weitere Hiobsbotschaft. Ihre Mutter Ivy, die schon seit einiger Zeit an einer Herzmuskelentzündung gelitten hatte, starb am 27. August erst 37-jährig in der psychiatrischen Klinik in Clonmel. Begraben ist sie in Josephs nahe gelegenen Geburtsort Nenagh. Mit 13 Jahren war June Mary Starr nun Vollwaise. Joseph heiratete noch einmal, hatte drei Kinder und starb 1971 in Rhodesien, heute Zimbabwe, wo er sich als Geschäftsmann aufgehalten hatte.

Wann und wo sich Stanley und June kennenlernten, ist auch nicht überliefert. Am ehesten sind sie sich aber Anfang der 1950er-Jahre in London begegnet. Es ist anzunehmen, dass es June nach dem Krieg ohne elterlichen Rückhalt schwerhatte und dass sie schliesslich, wie so viele andere, auf der Suche nach Arbeit in der Hauptstadt landete. Dokumentiert ist sie erst wieder 1954 in Stanleys Wohnung in Welwyn.

Heirat und Umzug nach Genf

Weniger als drei Monate nach Kriegsende gewann in Grossbritannien überraschend die linke Labour-Partei die Parlamentswahlen. Labour baute das Land in einen Sozialstaat um, führte das nationale Gesundheitssystem ein und verstaatlichte grosse Betriebe. Diese Politik wurde bis in die Mitte der 1960er-Jahre mit Abstrichen weitergeführt, was private Grossunternehmer zunehmend abschreckte. Es war wohl ein Grund, weshalb Stanley beschloss, in die Schweiz überzusiedeln.¹



Das also ist Mary June Johnson: Stanley Thomas Johnson mit Ehefrau bei der Eröffnungsfeier des neuen Firmengeländes in Welwyn Garden City, Hertfordshire, September 1961



Auf Expansionskurs: Luftaufnahme der Black Fan Road und des Mundells-Geländes in Welwyn Garden City, Hertfordshire, 1966

Stanley meldete sich in am 24. Januar 1954 in Genf an und bekam am 12. April seine Niederlassungsbewilligung. Er und June hatten beschlossen, in Kalifornien zu heiraten, und am 1. Juli bestiegen sie im französischen Cherbourg den Luxusdampfer «Queen Mary» für die fünftägige Überfahrt nach New York. Sie belegten eine Kabine in der ersten Klasse, Stanley mit fünf Gepäckstücken und June mit deren drei. Von New York aus reisten sie an die Westküste weiter, und am 14. Juli heirateten Stanley und June in Burbank, Los Angeles. Er war 44 und sie 23 Jahre alt. Der Eintrag im Trauregister bestätigt, dass beide noch nie verheiratet gewesen waren.

Stanley verband bei dieser Reise das Angenehme mit dem Nützlichen. Trauzeuge war nämlich der damalige Geschäftsführer der dortigen Niederlassung von Aviation, der amerikanische Luftfahrtpionier und Ingenieur Nathan Heath McDowell. Bestimmt wollte Stanley auch den neuen Geschäftssitz am South Victory Boulevard in Burbank inspizieren, dessen Vollendung für den Vormonat in Aussicht gestellt worden war.

June Mary Johnson meldete sich vier Monate nach der Hochzeit, am 12. November 1954, in Genf an, und am 9. März 1955 erhielt auch sie ihre Niederlassungsbewilligung. Ab und zu reiste sie mit Stanley nach England oder in die USA, wo das Paar unter anderem im kalifornischen Beverley Hills, im «Beverley Wilshire»-Hotel, abstieg. June war es, die 1961 in Welwyn offiziell die neuen Gebäude der inzwischen in Avdel umgetauften Firma eröffnete. Ein seltenes Foto zeigt sie bei der Feier an der Seite des am Rednerpult stehenden Stanley.

In Genf lebten Stanley und June in bester Lage am Quai Gustave-Ador 62, in einer Wohnung mit riesiger Terrasse und toller Sicht auf den See. Das Paar scheint in Genf nicht sonderlich aufgefallen zu sein, und zu seinem Bekanntenkreis zählten

wohl viele andere englischsprachige Ausländer. Als Vater Albert im Februar 1956 starb, wurde Stanley anlässlich der Testamentseröffnung bereits als pensionierter Geschäftsführer bezeichnet, obschon er inzwischen Firmen in der Schweiz und Liechtenstein gegründet hatte. Ebenso, als seine Mutter Sarah im Dezember 1961 in der Wohnung am Dolphin Square verstarb. Sarah hinterliess im Gegensatz zu Albert ein ansehnliches Vermögen. Eine besondere Erwähnung finden unter den Gegenständen, die sie Stanley vermachte, ein kleines Mahogany-Pult, das ihm vor dem Umzug nach Genf gehört hatte, sowie ein antiker Weinschrank.

Sarah überliess im Testament auch einer Freundin einen Geldbetrag. Bei dieser handelte es sich um Elsie Metcalfe, Stanleys langjährige persönliche Mitarbeiterin, die auch später noch mit seinem geschäftlichen Nachlass beschäftigt war.

Am 1. Februar 1967 verstarb Stanley im Alter von 56 Jahren im American Hospital im Pariser Vorort Neuilly-sur-Seine. Er soll seit längerem an einer Leberkrankheit gelitten haben. Stanley wurde am Vormittag des 7. Februar in Genf auf dem Friedhof Saint-Georges kremiert und beigesetzt. Todesanzeigen erschienen in den renommierten britischen Zeitungen *Times* und *Daily Telegraph*. In Genf platzierte der nahe gelegene Yachtclub Société Nautique de Genève eine kurze Anzeige. Wer Stanley gekannt hat, beschreibt ihn schlicht in drei Worten: ein richtiger Selfmademan.

Stanley hatte für die weitere Verwaltung seiner Geschäfte vorgesorgt und June mit Unterhaltszahlungen bedacht. June starb aber nur zwei Jahre später, am 7. April 1969, Ostermontag, unter nie ganz geklärten Umständen zu Hause am Quai Gustave-Ador. Nach der Einäscherung am 11. April 1969 wurde sie im gemeinsamen Grab beigesetzt. June war gerade erst 38 Jahre alt geworden.

Der Autor dankt Ann Laver, Forschungskordinatorin am Museum Godalming, für ihre unermüdliche Unterstützung und dafür, dass sie ihre eigenen Recherchen selbstlos zur Verfügung gestellt hat.

¹ Vgl. dazu Markus Mugglin, S. 31ff.

Ein subtil verschachteltes Firmenkonstrukt *Aviation Developments Ltd. in der Schweiz*

Der Aufstieg der von Stanley Thomas Johnson gegründeten «Aviation Developments Ltd.» war typisch für die britische Rüstungsindustrie während des Zweiten Weltkrieges und unmittelbar danach. Nicht typisch ist der teilweise Auszug des Unternehmens in die Schweiz. – Eine Rekonstruktion.

Eine Wirtschaft, die auf Kriegsproduktion ausgerichtet war, eine fast leere Staatskasse, eine darniederliegende Exportwirtschaft und äusserst knappe Devisenvorräte – Grossbritannien befand sich nach 1945 wirtschaftlich in einer äusserst prekären Lage. Trotzdem versprach die neue Labour-Regierung, die in den Wahlen den Kriegshelden Winston Churchill überraschend klar aus dem Amt gedrängt hatte, einen massiven Ausbau des Wohlfahrtsstaates.

Die von Kriegshandlungen verschonte Schweiz befand sich wirtschaftlich in einer vergleichsweise komfortablen Lage. Sie musste allerdings um die Gunst der Siegermächte buhlen. Und sie tat es in Grossbritannien mit schnellem Erfolg. Da half auch ein Kredit von 260 Millionen Franken, den die Schweiz 1946 gewährt hatte. Er half den Briten, ihre Devisenknappheit zu lindern und auf Pump Waren aus der Schweiz zu kaufen. Auch konnten sie wieder in ihr seit dem 19. Jahrhundert beliebtes Ferienland Schweiz reisen.

Die während des Krieges fast zum Stillstand gekommenen Wirtschaftsbeziehungen belebten sich rasch wieder. Ein Wirtschaftssektor erlebte sogar einen veritablen Boom: die britische Waffenindustrie – mit vielen grossen Unternehmen und noch mehr kleinen, wenig bekannten Zulieferfirmen. Darunter befand sich eine ehemalige Eisenwarenhandlung in einem Städtchen unweit von London, die vor dem Zweiten Weltkrieg in «Aviation Developments Ltd.» umfirmiert worden war. Sie produzierte sogenannte Blindnieten, die nun auch in Friedenszeiten im Flugzeugbau gebraucht wurden.

Grossbritannien als Waffen-Ausrüster der Schweiz

Die an Flugzeugen angebrachten Niete von Stanley Thomas Johnson erregten kein öffentliches Aufsehen. Schwere, bekannte und gefürchtete Waffen hingegen schon. Sie kurbelten in den Nachkriegsjahren den Handel zwischen Grossbritannien und der Schweiz an: die Kampfflugzeuge Vampire I und II in den ersten Nachkriegsjahren, Venom I und II in der ersten Hälfte der 1950er-Jahre, später der Hunter, dazwischen die Panzer Centurion I und II und 1961 das Abfang-Fliegerabwehr-System Bloodhound.

Die Schweiz wurde eine bevorzugte Kundin der britischen Rüstungsindustrie und Grossbritannien der wichtigste Ausrüster der Schweizer Armee. Für mehr als eine Milliarde Franken kaufte die Schweiz zwischen 1945 und 1958 britische Waffensysteme. Von 1950 bis 1958 umfasste das Rüstungsgeschäft 176 Kampfflugzeuge, 30 Trainingsflugzeuge, 393 unter Lizenz produzierte Flugzeuge und 210 Panzer. Eine «eindruckliche Menge», wie Marco Wyss in seiner Studie *Arms Transfers, Neutrality and Britain's Role in the Cold War*¹ die wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Staaten in diesem Zeitraum kommentierte.

Damals kaufte die Schweiz fast alle schweren Waffen beim Vereinigten Königreich. Jedes Flugzeug und jeder Panzer sei nicht nur im Ausland erworben oder in Lizenz produziert worden, bis auf zwei kleine Ausnahmen seien sie alle britischer Herkunft gewesen, stellte Wyss fest.

Der Umfang der Schweizer Rüstungskäufe in Grossbritannien war selbst im Vergleich zu den Rüstungseinkäufen, die die europäischen NATO-Staaten auf der Insel tätigten, ausserordentlich hoch. Jedes fünfte der von den europäischen NATO-Staaten und der Schweiz in der Periode von 1950 bis 1958 in Grossbritannien gekauften Flugzeuge war für die Schweiz bestimmt.

Nicht nur rüstungspolitische Gründe trieben das Geschäft zwischen dem Vereinigten Königreich und der Schweiz an. Mindestens ebenso wichtig waren wirtschaftliche Überlegungen. Grossbritannien war nach dem Krieg knapp an Devisen, seine Wirtschaft am Boden, mit der grossen Ausnahme der Flugzeugindustrie. Sie hatte in den Kriegsjahren ein «phänomenales Wachstum» erzielt.² Wurden in den ersten vier Kriegsmonaten im Jahre 1939 monatlich 730 Flugzeuge produziert, hatte sich diese Zahl 1944 auf monatlich 2 435 erhöht. Der Anteil von Kampfflugzeugen machte zu Beginn des Krieges deutlich weniger als ein Prozent an allen produzierten Flugzeugen aus, am Ende des Krieges aber fast 10 Prozent. Fast zwei Millionen Personen fanden in der Flugzeugindustrie eine Beschäftigung.

Produzierten die Briten während des Krieges vor allem für den eigenen Bedarf, entwickelte sich die Flugzeugindustrie nach Kriegsende zur erstklassigen Beschafferin dringend benötigter Devisen. Allein die grössten Rüstungseinkäufe der Schweiz in Grossbritannien machten in den 14 Jahren nach 1945 fast ein Viertel der britischen Exporte in die Schweiz aus – was der britischen Aussenhandelsbilanz gegenüber der Schweiz bald Überschüsse bescherte. Es war ein höchst willkommener Beitrag für eine gewisse finanzielle Stabilisierung des an Glanz einbüssenden Empires.

Auch auf eidgenössischer Seite ging es bei den Waffengeschäften nicht nur um militärische Überlegungen. Es sei geradezu nationale Pflicht, unsere Guthaben in England nicht kaputtgehen zu lassen, zitiert Markus Gsteiger in einer Studie³ aus einem verwaltungsinternen Schreiben des damaligen Direktors der Handelsabteilung (und späteren Bundesrats) Hans Schaffner an die Finanzverwaltung. Schaffner hatte die Behörde aufgefordert, dem britischen Vampire gegenüber amerikanischen Flugzeugen den Vorzug zu geben. Nur so sei gewährleistet, dass die an das Vereinigte Königreich gewährten Kredite zurückgezahlt werden könnten. Mit dem Kauf der Vampire wäre deshalb zugleich dem Landesinteresse gedient. Die Tourismus-Industrie sekundierte über ihr Organ *Schweizer Hotel-Revue* aus ihrer Sicht. Die Interessen der nationalen Verteidigung der Schweiz entsprächen den Interessen der Tourismus-Industrie. Denn der Kauf der Vampire-Düsenflugzeuge brächte den Briten die Devisen, die sie für ihre Ferien in der Schweiz benötigten.

Kriegsgewinne dank Blindniete

Stanley Thomas Johnson gehörte zu den Kriegsgewinnlern, auch wenn er keine eigentlichen Rüstungsgüter herstellte. Sein wichtigstes Produkt, die sogenannte Chobert-Niete, deren Patent er im Jahr nach der Übernahme des väterlichen Eisenwarenbetriebs erworben hatte, war in der Flugzeugindustrie sehr nachgefragt. Die 1936 erfolgte Umbenennung der Firma in «Aviation Developments Ltd.» machte klar, dass es sich beim Unternehmen um mehr als nur eine beliebige Eisenwarenhandlung drehte. Der Flugzeugbau stellte damals von der Konstruktion von Metall und Holz zu Ganzmetallstrukturen um. Das erforderte eine neue Generation von Verbindungselementen und Geräten, die von einer Seite des Bauteils verarbeitet werden konnten und herkömmliche Niete ersetzten. Die Chobert-Blindniete erfüllte diese Anforderung. Und mit dem sprunghaft angestiegenen Bedarf an neuen Flugzeugen während des Krieges zog auch der Bedarf an Chobert-Nieten immens an.

Noch vor Friedensbeginn expandierte Stanley Thomas Johnson nach Kanada, später in die USA. Weitere Produktionsstandorte folgten. Doch er fühlte sich offenbar in seinen Plänen behindert. Grossbritannien hatte in den Kriegsjahren fast alle Devisenreserven aufgebraucht; es stieg von einer Gläubiger- zu einer Schuldnernation ab.⁴ Der Devisenverkehr wurde staatlich reglementiert und eingeschränkt, die Lobby der Industriellen beklagte sich über zu hohe Steuern.

Die Beschränkungen, Belastungen und andere Weisungen der Regierung empfand auch Stanley Thomas Johnson als Hemmschuh, den er loswerden wollte. Dies bewog ihn dazu, 1954 in die Schweiz auszuwandern. Während er seinen Produktionsstandort in England belies, verlegte er die Finanzzentrale des Unternehmens in die Schweiz. Hier konnte er schalten und walten, wie es ihm beliebte. Von Genf aus konstruierte er ein komplex verschachteltes Firmenkonglomerat mit verschiedenen Standorten. Ihm zur Seite standen ein Steuerberater und ein US-amerikanischer Banker in Liechtenstein mit Büro in Zürich. Sie gründeten Gesellschaften, die der Finanzierung des Produktionsbetriebs Avdel Ltd. im englischen Welwyn Garden City dienen sollten.

Undurchsichtiges Firmenkonglomerat

Bald war ein subtil verzweigtes Konstrukt von Gesellschaften mit Niederlassungen in Vaduz, Luzern, Glarus, Chur und Genf geschaffen. Über die Gesellschaft United Fastenings Est (UFE) in Vaduz brachte Johnson seinen Aktienanteil an der Avdel und der Avdel Corp. Burbank in die in Luzern gegründete Aircraft Investments AG ein. Eine zweite Gesellschaft in Vaduz, die Iberia Est, wurde Aktionärin der neu gegründeten Aerpat AG in Glarus und von mehreren Gesellschaften in Chur. Aerpat in Glarus verfügte über die Patente, für deren wirtschaftliche Verwertung die englischen und US-amerikanischen Produktionsunternehmen Lizenzgebühren bezahlten. Unternehmen in Chur stellten entweder auf der Grundlage von Leasing-Verträgen den Produktionsfirmen Maschinen zur Verfügung oder erhielten Lizenzen für nicht patentierte Produktionsverfahren und Entschädigungen für Serviceleistungen. Der grösste Teil der Einkünfte floss zurück an eine Niederlassung in Vaduz, welche diese als Darlehen einer anderen Gesellschaft in Chur für den Ankauf von Maschinen zur Verfügung stellte.

1959 kam in Genf die Industrial Advisory Comp (IAC) hinzu. Über sie erteilten Johnson und andere Berater gegen eine Umsatzkommission Weisungen an die Betriebsgesellschaften. Die Aktien der IAC waren im Eigentum der zeitgleich gegründeten Olympia Holding Genf.

Stanley Thomas Johnson war nicht mehr Eigentümer der Unternehmen. Er übertrug die Eigentumsrechte an Stiftungen in Liechtenstein und amtierte als Berater der Firmen. Als Honorar erhielt er eine Umsatzkommission. Als er 1967 starb, hinterliess er sieben Produktionsgesellschaften, fünf Verkaufsgesellschaften und zwölf Servicegesellschaften, die untereinander vielfältig verknüpft waren. Sie bildeten gewollt eine nur schwer durchschaubare Struktur. Johnsons erster Steuerberater in der Schweiz, Willy Staehelin, hat einmal vielsagend eingestanden, «dass alle Schweizer Gesellschaften, die er auf unseren Wunsch organisiert hatte, eine vollständige Fiktion waren, eine Schweizer Fiktion».

Hugo Spühler, ein selbstständiger Treuhänder, der früher in der Eidgenössischen Steuerverwaltung gearbeitet hatte, spielte ab 1958 eine wichtige Rolle an der Seite von Stanley Thomas Johnson. Er wurde in die Verwaltungsräte der meisten schweizerischen Gesellschaften berufen und hatte infolgedessen einen privilegierten Blick in die Funktionsweise des Firmengeflechts. Er schrieb in einem internen Bericht: Die Organe aller Gesellschaften seien dem Diktat von Stanley Thomas Johnson unterworfen gewesen, obwohl dieser offiziell gar nicht mehr Eigentümer der Gesellschaften war. Die Mitglieder der Unternehmensorgane hätten einer Vertrauensperson des Chefs sogar eine undatierte Demissionserklärung abgeben müssen. Sie hätten also jederzeit von Stanley Thomas Johnson aussondiert werden können.

Avdel – ein britischer Sonderfall?

Seit Jahrhunderten sind britische Unternehmen Kontinente übergreifend präsent und bildeten auf diese Weise das Rückgrat des Empires. Auch war das Königreich lange Zeit der weltweit bedeutendste Auslandsinvestor, und noch heute zählt Grossbritannien zu den grössten Global Playern. Die Schweiz als Wirtschaftsstandort spielte dabei eine eher untergeordnete Rolle. Vielmehr ist es so: Schweizer Unternehmen investierten und investieren mehr in Grossbritannien, als es umgekehrt der Fall ist. Das heisst nicht, dass Grossbritannien wenig Interesse am Schweizer Markt zeigte. Im Gegenteil: Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm der Handel zwischen den beiden Staaten enorm zu, das Exportvolumen der Briten betrug mehr als 20 Millionen Franken, im darauf folgenden Jahr, 1946, schon fast zehnmal mehr. 1947, als mit Vampire I das erste grosse Rüstungsgeschäft abgewickelt wurde, stiegen die Exporte auf über 300 Millionen Franken und schwankten bis Mitte der 1950er-Jahre mit einer Ausnahme immer zwischen 300 und 400 Millionen Franken. Somit erzielte das Königreich gegenüber der Schweiz stets einen deutlichen Handelsüberschuss. Über den Tourismus floss ein beträchtlicher Teil wieder zurück: 1950 zählte der Schweizer

Fremdenverkehr bereits wieder mehr als 300 000 Ankünfte aus Grossbritannien und weitere fünf Jahre später fast eine halbe Million. Die seit dem 19. Jahrhundert traditionell engen Bande zwischen den beiden Nationen waren also schnell wieder geknüpft.

Eher zu vernachlässigen waren neue Investitionen und Produktionsverlagerungen britischer Unternehmen in die Schweiz nach 1945. In der monatlichen *Anglo-Swiss Trade Review* der «British Chamber of Commerce for Switzerland» gab es dazu keine Informationen. Viel die Rede war von Handelsförderung. Es fanden Messen in Zürich statt. Als an der Jubiläumsveranstaltung 1950 zum 30-jährigen Bestehen der Handelskammer über den Stand und die Förderung der Beziehungen zwischen den beiden langjährigen Wirtschaftspartnern referiert wurde, äusserte sich der damalige Präsident der Britischen Industrie Föderation, Robert Sinclair, hocherfreut über die 1200 Agenten britischer Unternehmen in der Schweiz. Sie seien ein Beleg dafür, dass die Bedürfnisse des Schweizer Marktes intensiv erkundet würden, um neue Exportpotenziale zu erschliessen. Auch die Handelskammer erhielt neuen Zuspruch. Vor dem Krieg zählte sie nur noch etwas mehr als hundert Mitglieder, danach schnellte die Zahl in die Höhe und übertraf bereits 1948 die Marke von 800.

Immerhin wurde 1954 ein erstes Doppelbesteuerungsabkommen geschlossen, was Firmen zu einer Niederlassung in den beiden Ländern ermuntern kann. Auch waren einige britisch kontrollierte Unternehmen in der Schweiz präsent. Das lässt sich an der damaligen Zusammensetzung des Vorstandes der «British Chamber of Commerce for Switzerland» ablesen. Dazu gehörten: Gillette Safety Razor, das sich bereits 1919 niederliess und 1948 in Neuchâtel eine Fabrikationsstätte eröffnete, die Sunlight AG, die 1898 gegründet und vor dem Zweiten Weltkrieg in die britisch-niederländische Unilever eingegliedert wurde, British American Tobacco, das Chemieunternehmen Imperial Chemical Industries und manch anderes Unternehmen britischer Herkunft.

Stanley Thomas Johnson wollte nicht den Schweizer Markt erschliessen. Er hat hier weder produziert noch Blindnieten vermarktet. Mit seinem subtil geknüpften Finanzkonstrukt nutzte er die Spielräume für Steueroptimierungen, die in der Schweiz grösser waren als im Grossbritannien der Nachkriegszeit.

¹ Wyss, Marco (2013). *Arms Transfers, Neutrality and Britain's Role in the Cold War: Anglo-Swiss Relations 1945–1958*. Leiden / Boston: Brill.

² *Anglo Swiss Trade Review, Official Journal of the British Chamber of Commerce for Switzerland*, October 1945, S. 273.

³ Gsteiger, Markus (1997). *Die Wirtschaftsbeziehungen der Schweiz mit Grossbritannien 1945 bis 1955. Vom Bilateralismus zum Multilateralismus* (S. 30). Studie der Universität Bern.

⁴ ebenda, S. 5.

Von 1969 bis heute – eine kurze Geschichte der Stanley Thomas Johnson Stiftung

Wie das Vermögen von Stanley Thomas Johnson zum Vermögen einer Stiftung wurde, wie sich die Stiftung aus der Industrie zurückzog – und wie die Stiftung ihr Engagement immer wieder reflektiert: Das zeigt ein chronologischer Rückblick auf die letzten 50 Jahre der Stanley Thomas Johnson Stiftung. – Eine Skizze.

Vorgeschichte

Die Stanley Thomas Johnson Stiftung wurde zwar nach dem britischen Industriellen benannt, doch ihre Gründung ist weder auf ihn zurückzuführen, noch ist schriftlich belegt, dass eine solche in seinem Sinne erfolgte. Seine Frau June vermachte in ihrem Testament das gemeinsame Vermögen einer Stiftung, die nach ihrem verstorbenen Gatten benannt werden sollte. Treibende Kraft im Hintergrund war aber Johnsons Berner Treuhänder Hugo Spühler und das Avdel Policy Committee (APC), welches von Stanley T. Johnson vor seinem Ableben zur Verwaltung seiner Firma und seines Vermögens eingesetzt worden war.

Stanley Thomas Johnson verstarb im Jahr 1967 im Alter von nur 57 Jahren. Aus einfachen Verhältnissen stammend, war es ihm mit seinen Unternehmen der Avdel-Gruppe gelungen, ein ansehnliches Vermögen anzuhäufen. Zusammen mit seiner Frau June Mary Johnson (geborene Starr) hatte er sich in der Nachkriegszeit in Genf niedergelassen. Die Ehe blieb kinderlos, und gemäss Johnsons Testament ging dessen gesamtes Eigentum an June Johnson über. Die Verwaltung des Vermögens übernahm, wie von Johnson verfügt, ein siebenköpfiges Komitee, welches von ihm auch für den Fall einer schweren Erkrankung bereits vor seinem Ableben einberufen worden war. Dieses Avdel Policy Committee (APC) bestand aus drei Vertrauensleuten von Johnsons Unternehmen, drei persönlichen Beratern und seiner vertrauten Sekretärin Elsie Metcalfe.

Das Komitee bestimmte weitgehend über die Finanzen von June und bevormundete sie dementsprechend, wenn auch Spühler versicherte, dass sie sich damit zufriedengab, weiterhin sorglos leben zu können. June hatte keine Kinder oder direkt mit ihr verwandte Familienmitglieder und dementsprechend auch keine nahestehenden Erbberechtigten. Hugo Spühler überzeugte sie, ein Testament zu erstellen, in welchem eine karitative Stiftung als Hauptbin eingesetzt wurde, die nach Junes Ableben in Bern errichtet werden sollte.

June starb unter mysteriösen Umständen 1969 in ihrer Wohnung in Genf, was die Genfer Justiz laut Spühler zu Nachforschungen veranlasste, die jedoch bald ergebnislos eingestellt wurden. 100 000 CHF gingen an Johnsons Schwester, mit dem restlichen Erbe wurde 1969 die Stanley Thomas Johnson Stiftung errichtet. Die Zusammensetzung des Stiftungsrates konnte das APC bestimmen.

Gemäss Aussagen von Elsie Metcalfe entsprach die Stiftungsgründung den «often expressed wishes» von Mr. Johnson. Hugo Spühler zufolge sicherte die Stiftung den Weiterbestand der Avdel-Gruppe im Sinne von Stanley Thomas Johnson. Allerdings fehlen Unterlagen, welche den Willen Johnsons zur Schaffung einer Stiftung bezeugen würden, und demzufolge kann dies auch als nachträgliche Rechtfertigung von Spühler und Metcalfe gewertet werden. Es kommt in Betracht, dass die Stiftungsgründung eine Rechtsform bot, die den Zusammenhalt des Firmen-Konglomerats und von Johnsons Lebenswerk sicherte. Gleichzeitig sicherte dies dem APC den Erhalt der Kontrolle über die Firma sowie über die Verwendung des Firmengewinns.

Kurz: Nirgends in den vorhandenen Quellen findet sich ein Beleg, dass die Gründung einer Stiftung gemäss dem Willen von Stanley Thomas Johnson erfolgte. Seine Ehefrau und Alleinerbin zeichnete das wegweisende Testament. Formal war sie die Gründerin der Stiftung, und es war ihr Vermögen, aus welchem sich das Stiftungskapital konstituierte. Die gewählte Rechtsform ermöglichte nahestehenden Personen aus ihrem und Stanley Thomas Johnsons Umfeld, weitgehend die Kontrolle über das Vermögen und Avdel zu behalten.

Die ersten Jahre der Stiftung

Schon kurz nach Junes Tod wurde die Stiftung ins Leben gerufen und tagte rund ein halbes Jahr später zum ersten Mal. Ihr Startkapital betrug damals ca. 1.5 Millionen US-Dollar bei einem jährlichen Einkommen von ca. 100 000 US-Dollar. Das Gros des Stiftungsrates wurde aus dem APC selbst gestellt, hinzu kamen Akteure mit Beziehungen zu den Mitgliedern des Komitees.

Gemäss dem Letzten Willen von June Mary Johnson sollte die Stiftung für folgende Zwecke Gelder sprechen:

- a) *The promotion of fine arts, especially musical, theatrical and ballet performances including contributions towards the development of artists and performers of fine arts.*
- b) *The promotion of the objectives of the International Committee of the Red Cross in alleviating the conditions of people in times of war and of refugees.*
- c) *The promotion of the scientific research, especially in the fields of medical science and generally in all activity tending to promote the standard of living of deserving countries.*
- d) *The Officers of the Foundation are hereby authorised to make special grants in the event of elementary catastrophes whenever the contribution from third parties should not be sufficient. Grants of such kind shall be destined to increase the funds available to first aid only and in an amount not exceeding the equivalent of £ 4000.*

Gleichzeitig enthielt das Testament eine Klausel, welche die Revision dieser Vergabekriterien erlaubte und die Konsultation von Experten vorsah. Ferner enthielt Junes Letzter Wille ein sogenanntes Kodizill, welches die Unterstützung von Projekten im kommunistischen China, der Sowjetunion und den beiden deutschen Staaten untersagte. Ein Kodizill existierte zwar nach Schweizer Recht nicht, kam aber aufgrund der subsidiären Anwendung britischen Rechts dennoch zur Geltung und musste vom Stiftungsrat bei den Vergaben bis zur Jahrtausendwende stets mitberücksichtigt werden.

Im Nachgang an die erste Sitzung wurde eine erste Vergabe an das Royal Free Hospital in London getätigt, und in der zweiten Sitzung sprach man schliesslich 200 000 CHF für das Rote Kreuz, welches damit den Opfern von Naturkatastrophen in Peru und Rumänien helfen sollte. Das Sprechen von weiteren Geldern stellte sich jedoch komplizierter heraus, da die Stiftung noch weitgehend unbekannt war. Die Mitglieder des Stiftungsrates brachten mögliche Themen sowie Organisationen zur Sprache, und anschliessend wurden die einzelnen Räte beauftragt, bei geeigneten Organisationen um unterstützungswürdige Projekte anzufragen, beispielsweise bei der Scala in Mailand oder dem Eidgenössische Departement des Innern (EDI). Innerhalb weniger Jahre jedoch gingen immer mehr Gesuche bei der Stiftung ein, sodass man fortan vermehrt Projekte ausserhalb der Stiftungsbereiche absagte.

In den ersten 10 Jahren war der Stiftungsrat noch damit beschäftigt, die Vermögenswerte aus dem Nachlass von June Mary Johnson in die Stiftung zu überführen. Nebenbei erfuhren auch die Förderbereiche eine erste Überarbeitung, denn der

Stiftungsrat nutzte das ihm eingeräumte Recht zur Revision der Vergabekriterien. Während die Kategorie der Künste weitgehend bestehen blieb, fokussierte die «Wissenschaftliche Forschung» von Beginn an auf die Medizin. Den wohl bedeutendsten Wandel erfuhr die Unterstützung der Ziele des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK): Dieser Förderbereich wurde bereits 1971 in «Entwicklungshilfe» umgewandelt und sollte rund 40 Jahre so bestehen bleiben. 1972 tätigte man anschliessend die erste Vergabe in der neugeschaffenen Kategorie «Aid in favour of Children and Handicapped» (Unterstützung von Kindern und Menschen mit Behinderungen). Mit diesen beiden neuen Schwerpunkten nahm das soziale Engagement der Stiftung seinen eigentlichen Anfang. Gleichzeitig verweist gerade die Ausrichtung auf die Entwicklungshilfe auf die Bereitschaft zur Anpassung des karitativen Zwecks an zeitgenössische Diskurse, hier auf die Solidaritäts- und Dritte-Welt-Bewegung der 1970er-Jahre.

Verkauf der Avdel-Gesellschaften

Schon 1973 kam die Idee auf, die Avdel-Werke auf längere Sicht hin zu verkaufen. June Marys Testament sah im Einzelnen vor, dass die Stiftung Eigentümerin und Nutzniesserin des Unternehmens werde, die Rechte zu dessen Verwaltung aber vom APC ausgeübt werden sollten, und zwar für eine Dauer von 75 Jahren nach Eintritt des Erbfalls. Diese Rechte schlossen auch die Veräusserung des Unternehmens selbst mit ein, vorausgesetzt, diese würde innerhalb des Zeitraums der 75 Jahre und auf der Grundlage eines gemeinsamen Beschlusses von Komitee und Stiftung abgewickelt werden. Die Verantwortung für die Werke wurde zunehmend als Belastung wahrgenommen, und man empfand es seitens des APC als schwierig, die Interessen der Stiftung und der Gesellschaft zu vereinen. Das hatte insbesondere damit zu tun, dass die Gewinne zugunsten der Stiftung abgeschöpft werden sollten, wobei diese Beträge – einer betriebswirtschaftlichen Logik folgend – wohl besser zur Reinvestition in das Unternehmen verwendet worden wären. Im März 1973 fasste die Stiftung letztendlich den Beschluss, die Werke unter Berücksichtigung angemessener Zahlungsbedingungen zu verkaufen.

Anfänglich war eine Kotierung der Aktien an der Börse und der anschliessende Verkauf via Broker geplant, doch Avdel war für die New Yorker und die Londoner Börse zu klein. Ausserdem machte sich die weltweite Rezession bemerkbar. Die ursprünglich vorgesehene Veräusserungsform schien dem Stiftungsrat daher aus wirtschaftlicher Sicht nicht mehr empfehlenswert. Deswegen sollte das Unternehmen an die eigens geschaffene Firma Avdel International N.V. (ANV) übertragen werden.

Ein Drittel der Anteile sollten die APC-Mitglieder Pearson und Moore aufkaufen. Derart organisiert, wollte man das ganze Konglomerat verkaufen. Hugo Spühler begab sich auf die Suche nach einem interessierten Käufer, brauchte allerdings bis 1978, um eine geeignete Firma in der Newman Industries zu finden. Mit diesem Unternehmen wurde ein komplexer Vertrag abgeschlossen, der unter anderem vorsah, dass die Stiftung noch über mehrere Jahre im Besitz des Firmengeländes bleiben sollte und dieses an Newman vermietet.

Der Verkauf von Avdel erregte Aufsehen in der Presse. Die *Financial Times* schrieb in diesem Zusammenhang von «the mysterious S.T.J.F.», weil man die Organisation kaum kannte. Und Herr Musitelli, Direktor von Avdel Paris, reichte gar eine Aufsichtsbeschwerde ein: Pearson und Moore hätten mit ihren Aufkäufen unrechtmässig Gewinn erzielt. Dieser Betrag hätte eigentlich der Stiftung zugute-zukommen müssen, denn sie habe faktisch einen Zwischenverkauf mit Gewinn zugunsten von Stiftungs- bzw. Verwaltungsratsmitgliedern getätigt. Zudem sei durch die einseitige Konzentration auf einen Käufer kein optimaler Preis erzielt worden, wodurch der Stiftungsrat den Interessen der Stiftung zuwidergehandelt habe. In einem persönlichen Gespräch mit Musitelli konnte dieser aber dazu bewegt werden, seine Beschwerde zurückzuziehen. Der Verkauf ermöglichte der Stiftung die wirtschaftliche Loslösung von einer im Sortiment beschränkten ausländischen Industrie-gruppe, die Befreiung von unvorteilhaften Wechselkursschwankungen und damit eine Sicherung der finanziellen Mittel sowie die Vereinfachung der Verwaltung. Zugleich bedeutete er das Ende des Avdel Policy Committee.

Die 1980er-Jahre: Hilfe für die Dritte Welt, Kinder und Suchtkranke

Der Verkauf der Werke hatte für die Stiftung in erster Linie zur Folge, dass viel mehr Geld für Vergaben vorhanden war. Im Bewusstsein, dass dies eine Vervielfachung der Anträge an die Stiftung nach sich ziehen würde, versuchte der Stiftungsrat ab 1978, das Engagement der Johnson Stiftung in der Öffentlichkeit bekannter zu machen. Mehr Gesuche an die Stiftung und neue Förderbereiche verstärkten das Bedürfnis nach fachlicher Expertise. Der Stiftungsrat diskutierte auch die Schaffung eigener Komitees, in denen Expertinnen und Experten Einsitz haben und über die Vergaben befinden sollten. Schlussendlich wurde die Schaffung von Subkomitees zwar abgelehnt, der Beibezug von Spezialisten sollte dennoch erfolgen, und langfristig wollte man darauf schauen, Fachpersonen für die einzelnen Förderbereiche in den Stiftungsrat zu wählen.

Eine Neuerung der 1980er-Jahre waren Projektbesuche im Ausland. Der Stiftungsrat versuchte vor Ort zu kontrollieren, ob die unterstützten Entwicklungshilfeprojekte tatsächlich die gewünschte Wirkung entfalteten, und er befand, die für die Reisen notwendigen Spesen wären langfristig gut investiert.

Im Laufe der 1980er-Jahre sollte die Stiftung zunehmend ihre volle Wirkung entfalten. Immer mehr Projekte verschiedenster Organisationen wurden finanziert, und immer wieder zeigte sich der Stiftungsrat offen für neuartige Ansätze des gemeinnützigen Handelns. Bereits Mitte der 1970er-Jahre wurde erstmals das Thema Drogensucht aufgegriffen; die Stiftungsräte wurden dazu angehalten, entsprechende Projekte einzubringen. In den folgenden Jahren bewilligte der Stiftungsrat auch Initiativen, bei denen Alkoholkranken und Heroinsüchtigen in therapeutischen Wohngemeinschaften o.Ä. geholfen werden sollte. Zu den begünstigten Organisationen gehörten unter anderem das Aebi-Huus, die Arche sowie Terra Vecchia. Daneben unterstützte man auch Frauenhäuser und andere Einrichtungen für die Opfer häuslicher Gewalt.

Damit zeigte die Stiftung nicht nur eine Sensibilität gegenüber aktuellen gesellschaftlichen Problemen, sondern auch den Willen, wenn nötig vom testamentarisch festgelegten Stiftungszweck abzurücken. Auch bei den anderen Förderbereichen war man offenbar bereit, die Vergabekriterien zu überdenken und, wenn notwendig, anzupassen. Die regelmässige Überprüfung und Revision der Vergabepaxis war ein Kontinuum. Anstatt sich fix an die im Testament festgelegten Förderungsbereiche zu halten, nutzte der Stiftungsrat seine Freiheiten in deren Umgestaltung, um gesellschaftliche Probleme zu bekämpfen, welche ihm dringlich erschienen.

Aufhebung des Kodizills und Stiftungsjubiläum

In den späten 1990er-Jahren erfolgte die Aufhebung des Kodizills. Dies war genauso alt wie die Stiftung selbst und bestimmte über 30 Jahre die Vergabepaxis mit. Noch zu Beginn der 1990er-Jahre hatte ein Experte befunden, dass das Kodizill unbedingt beizubehalten sei. Unter dem Eindruck der Eidgenössischen Rassismustrafnorm, aber auch dem Ende des Kalten Krieges waren interne Bestimmungen, welche Vergaben nach Sowjetrussland, China und Deutschland ausschlossen, zunehmend obsolet geworden. Auf Antrag der Stiftung hin verfügte die Eidgenössische Stiftungsaufsicht (ESA), dass das Kodizill aufgehoben wurde.

1999 veranstaltete man zum 30-jährigen Jubiläum der Stiftung im Kultur-Casino Bern ein Konzert mit dem bekannten Berner Pianisten Reto Reichenbach, der einst von der Stiftung gefördert worden war. Tickets konnten für 20 CHF erworben

werden; entsprechend gut besucht war das Konzert, dem auch Bundesrätin Ruth Dreyfuss und andere Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik beiwohnten. Unglücklicherweise erlebte Hugo Spühler, Mitbegründer, Sekretär, Chairman und späterer Ehrenpräsident der Johnson Stiftung, die Feierlichkeiten nicht mehr, da er kurz davor verstorben war. Nach dem Tod von Elsie Metcalfe im Jahre 1994 starb mit ihm der letzte Stiftungsrat, der Herr und Frau Johnson noch persönlich gekannt hatte.

Eine Zustiftung und die Einführung von Good Governance

Neben der Finanzkrise ab 2007, welche die Bewirtschaftung des Stiftungs-Portfolios stark erschwerte, waren die 2000er-Jahre geprägt durch eine beträchtliche Schenkung, eine Zäsur seit Bestehen der Stiftung, da sie zu einer beachtlichen Neuorientierung der Vergabepaxis führte: Während die Johnson Stiftung zwar vornehmlich schweizerische und britische Organisationen unterstützte, hatte sie stets eine internationale Ausrichtung, was sich gerade auch in der Entwicklungshilfe zeigte. Durch die Zustiftung kam der Förderbereich «Bildung» hinzu, im Rahmen dessen Schulprojekte im Kanton Bern finanziert, aber auch individuelle Förderbeiträge an Personen mit Wohnsitz im Kanton Bern vergeben werden. Hervorzuheben ist insbesondere das im Jahr 2016 gestartete Projekt «2. Chance». Die Johnson Stiftung unterstützt in Zusammenarbeit mit dem Kanton Einzelpersonen ab 25 Jahren beim Nachholen einer schweizerischen Grundausbildung. Dass in einer Kategorie ausschliesslich Projekte und Personen mit Bezug zum Kanton Bern antragsberechtigt sind, war für die Stiftung ein Novum. Zur internationalen Ausrichtung kam auf diese Weise eine regional geprägte hinzu, die zur ursprünglichen gewissermassen quersteht, die Stiftung aber auch stärker regional verankerte.

In diese Zeit fielen auch personelle Veränderungen auf verschiedenen Ebenen, welche die regionale Ausrichtung reflektieren. Der einst aus britischen und Schweizer Staatsangehörigen zusammengesetzte Stiftungsrat ist seit dem Ausscheiden der letzten britischen Mitglieder im Jahr 2013 ausschliesslich in Schweizer Hand.

Das Gremium reflektierte auch in verstärktem Masse seine eigene Tätigkeit, um sich für die zukünftigen Herausforderungen zu wappnen. In Workshops und in Zusammenarbeit mit externen Experten nahm man wiederholt die Vergabekriterien, aber auch das Wirken der Stiftung im Allgemeinen unter die Lupe. All dies kann als Teil der Orientierung am Konzept der Good Governance verstanden werden. Man erliess Regelungen für Interessenskonflikte, überarbeitete interne Reglemente, stärkte die

Rolle von Experten, baute die Ausschüsse weiter aus und ging neue Partnerschaften ein. Dazu gehörte auch die Einführung des June Johnson Dance Price, der seit 2013 in Kooperation mit dem Bundesamt für Kultur alle 2 Jahre an aufstrebende Schweizer Tanzschaffende und ChoreografInnen verliehen wird. Im Bereich der Kultur werden im Sinne der nachhaltigen und zielgerichteten Förderung zunehmend mehrjährige Beiträge vergeben und ein neues Programm für Partnerschaften mit Kulturorganisationen gestartet.

2013 beendete die Stiftung die selbstständige Unterstützung einzelner medizinischer Forschungsprojekte und ging eine Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften (SAMW) ein, um von 2014 bis 2018 gemeinsam mit der Gottfried und Julia Bangerter-Rhyner-Stiftung ein Palliativmedizinisches Forschungsprogramm zu unterstützen. Mit Mitteln aus den Bereichen «Medizinische Forschung» und «Konflikt und Gewalt» unterstützt die Johnson Stiftung in den Jahren 2019 bis 2022 zwei Projekte des Swiss Tropical and Public Health Institute (STPH) im Gesundheitsmanagement in Flüchtlingslagern.

Im Bereich der Ausbildung wurde 2016 das Pilotprojekt «2. Chance auf eine 1. Ausbildung» lanciert, das im September 2018 in die zweite Staffel gegangen ist. In Zusammenarbeit mit der Gesundheits- und Fürsorgedirektion sowie der Erziehungsdirektion des Kantons Bern bietet dieses Projekt 50 motivierten Personen die Möglichkeit, unter professioneller Begleitung eine Ausbildung nachzuholen.

Die vorliegende Skizze der Geschichte der Stanley Thomas Johnson Stiftung basiert auf einer Sichtung des Quellenmaterials aus dem stiftungseigenen Archiv.

Antoinette Schwab



Alexander von Muralt, ein visionärer Patriot

Professor für Physiologie an der Universität Bern, von 1969 bis 1976 Mitglied des Johnson-Stiftungsrates: Alexander von Muralt war ein international renommierter Muskel-Forscher und 1953 visionärer Gründer des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF).

Lorenz Indermühle staunte nicht schlecht. Der SRK-Mitarbeiter war 2010 in den Stiftungsrat der Johnson-Stiftung gewählt worden. Nach etwa zwei Jahren, er beschäftigte sich gerade mit der Geschichte der Stiftung, sah er auf einem Dokument eine Unterschrift, die er kannte: Alexander von Muralt. Sein Grossvater. Weder die Familie noch die Stiftung hatten realisiert, dass der Enkel nun im gleichen Gremium sass wie einst sein Grossvater. Dass Alexander von Muralt bei der Gründung der Stiftung für diese Aufgabe angefragt wurde, erstaunt dagegen nicht.

Zu dieser Zeit hatte Alexander von Muralt, oder kurz AvM, wie ihn weitherum alle nannten, gerade eben die Leitung des Physiologischen Instituts der Universität Bern abgegeben. 1936, als er als Professor nach Bern gekommen war, war das Gebäude am Bühlplatz 5, das «Hallerianum» nicht mehr in bestem Zustand. Blumige Tapeten in den Labors, Gaslicht in den Kursräumen und veraltete Instrumente, sodass er mit seinem Team zuerst einmal den Betrieb modernisieren musste. Wichtig, aber nicht das Wichtigste: «Für eine gute wissenschaftliche Arbeit ist zwar eine moderne instrumentelle Ausrüstung die Voraussetzung, die Hauptsache aber ist die

Institutsatmosphäre», schreibt AvM in seinen Erinnerungen. 32 Jahre lang hat er die Physiologie in Bern geprägt und Generationen von Medizinstudierenden unterrichtet. Zu seinem 100. Geburtstag hat die Stadt Bern einen Weg in der Länggasse, dem Berner Universitätsquartier, nach ihm benannt. Auf dem Strassenschild steht kurz und knapp: «Muraltweg – Alexander von Muralt, 1903–1990, Arzt, Naturwissenschaftler und Forschungspolitiker».

Er war Arzt, er war Naturwissenschaftler, aber seine zweifellos wichtigste Leistung ist die Gründung des Schweizerischen Nationalfonds (SNF). Der Krieg hatte die Schweizer Forschungslandschaft verändert. Während die kriegsführenden Staaten auch im Wissenschaftsbereich aufrüsteten, hinkte die Schweiz hinterher. Viele junge, vielversprechende Talente wanderten ins Ausland ab. AvM erkannte früh, dass die Schweiz etwas dagegen tun musste, und engagierte sich für die Gründung der Stiftung für Biologie- und Medizinstipendien, die Auslandssemester an angesehenen Universitäten ermöglichte. Doch das war nur die eine Seite. Es ging nun darum, die jungen Leute auch wieder zurückzuholen, ihnen im eigenen Land adäquate Arbeitsbedingungen zu bieten, ja, Forschung überhaupt erst einmal als vollwertigen Beruf zu verstehen. Wie Forschungspolitik aussehen könnte, hatte er nicht zuletzt auf Reisen in die USA und Grossbritannien erlebt. Ihm schwebte eine Institution vor, die auf nationaler Ebene Projekte beurteilen und finanzieren konnte und den Nachwuchs förderte. Wichtig war ihm dabei auch der Einbezug der Geisteswissenschaften. Und er liess nicht locker. Als er 1947 Präsident der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft wurde, sass er auf dem richtigen Platz, um seiner Idee zum Durchbruch zu verhelfen. Er entwarf, stritt, überzeugte, verdeutlichte und kannte auch die richtigen Leute. 1952 war es schliesslich so weit, und weil AvM ein Patriot war und die Förderung der Forschung als eine Art der Landesverteidigung verstand, wurde der Schweizerische Nationalfonds am 1. August gegründet. Feierlich, im Ständeratssaal, mit Musik und Blumen vom Bundesrat für den Initiator. Bis 1968 war AvM anschliessend Präsident des Nationalen Forschungsrates. Doch auch heute noch ist er dabei, wenn der Forschungsrat tagt. Seine Büste steht im Sitzungszimmer 56 am Wildhainweg 21 in Bern, dem Sitz des SNF, und erinnert an seine Leistung: «Alexander von Muralt – Geistiger Vater und Gründer des Schweizerischen Nationalfonds».

AvM hat noch einer anderen Institution seinen Stempel aufgedrückt, einer Forschungsstation, die alle kennen, nicht nur in der Schweiz. 1931 wurde die internationale Forschungsstation auf dem Jungfrauoch eingeweiht. AvM war an der Feier in Interlaken dabei und bekam den Posten als Leiter angeboten. Er lehnte ab, weil er sein Studium noch nicht beendet hatte, doch 1937, inzwischen in Bern, wurde er Präsident der Stiftung, die die Forschungsstation betreibt, und blieb es bis 1972. Er war oft auf dem Jungfrauoch, wenn nicht, um Forschende zu betreuen,

eigene Forschungen zu betreiben oder Konflikte zu schlichten, dann, um Gäste zu begrüßen. Drei Könige besuchten in dieser Zeit die Forschungsstation, Farouk von Ägypten, Baudoin von Belgien und Olaf von Norwegen. Weil es AvM ein Anliegen war, dass die hohen Besuche gut mit der Höhe zurechtkamen, instruierte er sie eindringlich. König Olaf habe auf der Rückfahrt zu ihm gesagt, dass er seit seiner Kindheit nicht mehr so herumkommandiert worden sei. Ja, Kommandieren lag AvM halt im Blut.

In der Artillerie zu dienen, war eine Familientradition, und AvM machte da keine Ausnahme. Den Krieg erlebte er als Major und leistete wie viele andere seine Dienstage. Als Oberst des Artilleriekorps leitete er das grosse Manöver im Gotthardgebiet Ende der 1950er-Jahre, und eine weitere ehrenvolle Aufgabe bekam er 1960, als er den Trauerzug für General Guisan in Lausanne organisieren durfte.

Neben der Militärtradition sind in seiner Familie auch viele Ärzte zu finden. Sowohl sein Vater als auch seine Mutter hatten Medizin studiert. AvM kam 1903 in Zürich zur Welt. Sein Vater erkrankte bald darauf und musste ins Höhenklima. Bis zu seinem 13. Lebensjahr wuchs AvM in Davos auf. Als sein Vater starb, kehrte er mit der Mutter nach Zürich zurück. Dass er selber auch Arzt werden würde, lag auf der Hand. Doch während des Grundstudiums in Zürich begeisterte er sich für Physik und belegte diese Kurse parallel zum Medizinstudium. «Ich hatte das grosse Glück, dreimal während meiner wissenschaftlichen Ausbildungszeit immer gerade dann in einem Laboratorium mitgearbeitet zu haben, als entscheidende Schritte der Forschung erfolgten», schreibt er in seinen Erinnerungen. In Zürich war das bei Erwin Schrödinger, der genau in dieser Zeit die Wellengleichung entdeckte und dafür den Nobelpreis für Physik bekam. 1927 machte AvM seinen Doktor in Physik, und im gleichen Jahr heiratete er Alice Baumann. Die Geburten ihrer Kinder zeichnen seinen Karriereweg nach. Die älteste Tochter kam in Boston zur Welt, die mittlere in Heidelberg und die jüngste in Bern.

Auch an der Harvard Medical School in Boston und an Otto Meyerhofs Institut in Heidelberg war es ihm vergönnt, «die anregende schöpferische Stimmung miterleben zu dürfen, die immer dann in einem Institut herrscht, wenn wissenschaftliches Neuland betreten wird». Er selber entwickelte in dieser Zeit, dank seiner Physikkenntnisse, eine Methode, um physiologische Vorgänge in Skelettmuskeln optisch darzustellen. Im Laufe seiner Karriere bekam er für seine wissenschaftliche Arbeit viele Ehrungen. Die ganz grosse Entdeckung hat er aber nicht machen können, den grossen Fang, wie er es selber nannte, nicht zuletzt deshalb, weil ihn sein Engagement in der Forschungspolitik von der Forschung selber abhielt. Dass er jemals wieder ins Labor zurückkehren würde, hätte er wohl selber nicht gedacht. Doch kurz nach seiner Emeritierung erfuhr er zu seiner Freude, dass es anderen Physiologen gelungen war

nachzuweisen, wovon er immer überzeugt gewesen war: dass sich bei der Übertragung von Nervenimpulsen auch das optische Signal verändern müsste. Er schloss sich mit ihnen kurz, und gemeinsam forschten sie noch sechs Jahre lang weiter, unter Anwendung der Methode, die er in jungen Jahren entdeckt hatte.

Zum Wirken von AvM in der Johnson Stiftung vgl. S. 57.

Quellen u. a.:

- Ammann, Rudolf W. (2001). Prof. Dr. Alexander von Muralt, 1903–1990 — Arzt, Naturforscher und Forschungspolitiker. *Fortsetzung der Neujahrsblätter der Chorherrenstube*, Nr. 222. (Hrsg.: Gelehrte Gesellschaft in Zürich)
- Edsall, John T. (1991). Alexander Ludwig von Muralt. *American Philosophical Society*, Vol. 135, S. 614–621.
- Joye, Frédéric & Fleury, Antoine (2002). *Die Anfänge der Forschungspolitik in der Schweiz*. Baden: hier + jetzt.
- Von Muralt, Alexander (1973). *42 Years of Jungfrauoch*. Bern: Internationale Stiftung Hochalpine Forschungsstationen Jungfrauoch und Gornergrat.
- Von Muralt, Alexander (1984). A Life with several Facets. *Annual Review of Physiology*, Vol. 46, S. 1–15.

Julia Wehren



Walter Oberer, der Fährtenleser

*... So findet sich das Neue auch zum Alten
als ein verbrüder't kritisch Paar,
und aus solch' gegenseitigem Verhalten
wird Antwort, was einst Frage war.*

Walter Oberer, Ausschnitt aus dem Gedicht
Sich selbst bewahren

Er war von 1976 bis 1979 im Stiftungsrat der Johnson Stiftung: Walter Oberer, der sein Leben ganz dem Theater widmete. Er war, vor allem am Stadttheater Bern, ein unermüdlicher Erneuerer, der auch in Zeiten des Um- und Aufbruchs nie mit der Tradition brach.

In der Vergangenheit jene Fixpunkte zu suchen, die sich mit der Gegenwart decken, dieses Ansinnen kehrt leitmotivisch wieder in Walter Oberers zahlreichen Reden, Schriften, Briefen, Memoiren und den vielen Ehrungen, die zu seiner Person erschienen sind. Walter Oberer war ohne Frage eine grosse Figur des Deutschschweizer Theaterlebens. Eine Konstante über nahezu ein Jahrhundert. Ein Relikt auch aus einer Zeit im Theater, die mit heutigen Ästhetiken und Arbeitsprozessen nur mehr wenig gemein hat. «Der letzte Zipfel der *belle époque* hat mich noch erwischt», schrieb Oberer einmal.

Und so wollte er ein «Fährtenleser» sein, der nach nichts weniger als der Wahrheit der Kunst fahndet. Die Art und Weise seiner Suche und das Verständnis von dieser einen «Wahrheit», sie zeichnen «Obi» aus, wie er genannt wurde. Seinen Zeitgenossen bescherte er damit nicht zuletzt «eine herrliche Theaterzeit».¹

Walter Oberer wirkte von 1945 bis 1948 als Dramaturg am Stadttheater Basel, von 1948 bis 1957 als künstlerischer Beirat und Verwaltungsdirektor am Schauspielhaus Zürich und von 1957 bis 1960 als Intendant des Stadttheaters Luzern. Seine

nachhaltigsten Spuren hinterliess er am Stadttheater Bern, das er während nahezu zwanzig Jahren, von 1960 bis 1979, leitete und massgeblich prägte. In dieser Zeit trat er, nebst anderen Engagements, auch dem Stiftungsrat der Stanley Thomas Johnson Stiftung bei.

Vorgegeben war seine Theaterlaufbahn nicht. 1911 in Basel geboren, schlug er zunächst einen kaufmännischen Weg als Sekretär am Bezirksgericht Arlesheim ein. Seine Liebe fürs Theater lebte er in der Laienspielgruppe von Eva Bernoulli in Basel aus, und eigentlich führte er ein Leben in sicheren Bahnen, mit einer ersten Familiengründung in den 1930er-Jahren. Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges fing er an, nebenamtlich Theaterkritiken zu schreiben, was ihn schliesslich, 1945, in die Verwaltung des Theaters Basel brachte. Dort lernte er seine spätere Ehefrau Elsbeth Gmür kennen. Sie war Tänzerin im Ensemble, später auch am Stadttheater Bern und wie er dem Theater verschrieben. Elsbeth Gmür verstarb 2017, kurz vor ihrem ältesten Sohn Michael Oberer, der ebenfalls als Regisseur und Autor die Theatergeschichte der Schweiz mitprägte.

Die Aktualität klassischer Stoffe

Die Anfänge von Walter Oberer in Basel und die intensiven Lehrjahre in Zürich fallen in eine Zeit des allgemeinen Aufbruchs im deutschsprachigen Theater. Neue Dramatik wurde greifbar, der bürgerliche Kanon neu gelesen. Nicht zuletzt ging es darum, das Verhältnis von Historizität und Aktualität neu zu interpretieren. Oberer vertrat dezidiert die Meinung, das Theater habe die «Deckungsgleichheit des Inhalts mit unserer Gegenwart» zu zeigen, den Aktualitätsbezug klassischer Stoffe sichtbar zu machen. Diese damals pointierte Position verhalf ihm zum Wechsel nach Zürich, zu Oskar Wälterlin und Kurt Hirschfeld. Oberer bezeichnete seine Zürcher Jahre im Rückblick als «interessanteste, aber auch aufregendste» seines Theaterlebens.

Vieles wurde damals angelegt, was seine spätere Karriere als Intendant auszeichnete. Dazu gehört, dass er den Kanon der kleinstädtischen Mehrspartenbühnen zu öffnen verstand, und zwar in vielerlei Hinsicht: Er holte junge SchauspielerInnen, SängerInnen und TänzerInnen ins Haus, durchwob seinen Spielplan mit Wieder- und Neuentdeckungen und sorgte für ein durchwegs hohes künstlerisches Niveau. In Bern reduzierte er die Zahl der Premieren drastisch – von 28 auf 18 – zugunsten einer längeren Probezeit für die einzelnen Stücke. Nicht «Drill und Zucht» sollte seine Regiearbeit auszeichnen, sondern «Hinführen» und «Entwickeln-lassen». Walter Oberer war ein Patron, der das Theater trotz Leistungsdruck und streng hierarchischer Strukturen als humanistischen Ort verstand. «Gewachsene und gepflegte

Harmonie» strebte er an oder, um ein anderes seiner zahlreichen Bonmots zu verwenden: «Auch im Herrschen kann Dienen enthalten sein.» Er wusste um die Fragilität des Theatergebildes und plädierte für Weitblick im Denken wie im Wirken: «Theater ist nie die Leistung eines Einzelnen, sondern immer das Resultat aller um die künstlerische Wahrheit bemühten Kräfte.»

Gleich zu Beginn seiner Amtszeit in Bern sorgte Oberer für Aufruhr. Sein Befund zur Infrastruktur? «Einwandfreies ‹Mittelalter›», nicht nur, was die Beleuchtungstechnik anbelangte, es existierten auch kein Chorsaal, kein Ballettsaal, keine Probebühne, kein Dramaturgiebüro, keine brauchbaren Werkstätten. Das künstlerische Personal? «Untere Grenze der Mittelmässigkeit.» Er entliess fast die gesamte künstlerische Belegschaft. Die für viele schmerzliche Radikalkur öffnete dem Theater letztlich die Tür zu einer überregionalen Liga und – was die Oper anbelangte – zu internationaler Ausstrahlung. Die Berner Stimmbevölkerung bestätigte seinen eingeschlagenen Kurs mit der Annahme eines Kredits für den Umbau von 1966 bis 1970.

Das Theater als Aufklärungsmaschine

Spätestens in den 1960er-Jahren war im deutschsprachigen Theater die Ära des psychologisch-realistischen Schauspielertheater vorbei, abgelöst von politisch-dokumentarischen Formen, die sich zaghaft auch in Bern niederschlugen. Oberer wusste: Das Eröffnungstück seiner ersten Spielzeit in Bern musste ein Paukenschlag werden. Er wählte «Hamlet», in hochkarätiger Besetzung und mit Harald Kreutzberg als Choreografen. Das Bühnenbild beruhte auf modularen Säulenelementen, die bei offener Bühne verschoben wurden. Dieses Aufbrechen des illusorischen Rahmens im Theater, heute eine Selbstverständlichkeit, war damals in Bern ein Novum.

Seine Verdienste um das Deutschschweizer Theater sind jedoch weniger in einer avancierten Ästhetik zu suchen als in der geschickten Gestaltung der Spielpläne, der Lust an der Entdeckung von Vergessenem und dem hohen Anspruch an Professionalität. Er wehrte sich gegen seichte Erbauung und beschränkte die damals noch weitverbreiteten Operetten und Musicals auf ein Minimum – nicht zuletzt zugunsten des Tanzes, der seine Ressourcen fortan in eigene Choreografien stecken konnte. Das Ensemble unter der Leitung der Wigman-Schülerin Anna Menge umfasste sagenhafte zwanzig Mitglieder, eine Zahl, von der das Berner Ballett seither nur noch träumen kann.

In den 1970er-Jahren suchte Oberer auch die Zusammenarbeit mit der lebendigen Berner Kleintheaterszene, vor allem mit der Rampe und dem Ateliertheater (heute Theater an der Effingerstrasse), welchem er nach seiner Pensionierung als Regisseur weiter verbunden blieb. Er schrieb darüber hinaus zahlreiche eigene Stücke und

Hörspiele. Herzstück seiner Arbeit blieb aber die Oper. Seine Lust am Ausgraben von alten Barockopern war geradezu legendär. Als grosser Mozartfan führte er dessen Frühwerk zurück in die Spielpläne des 20. Jahrhunderts, darunter die Festoper «Ascanio in Alba» als Schweizer Erstaufführung (1961) oder das Oratorium «Betulia liberata» (1963). Seine für die Schweiz neuen szenischen Einrichtungen geistlicher Oratorien lockten zudem Musikfreunde von weiterherum an.

Oberer war ein geschickter Intendant, der seine Arbeit als «künstlerische Gegenleistung für Gewährung der Subventionen» verstand und von der Politik dafür grösstmöglichen Freiraum einforderte. Seiner Meinung nach wurde der demokratische Wert des Theaters als kritischer Diskursort weit unterschätzt. Wo, wenn nicht im geschützten Theater, können Humanität, Verantwortung, Reflexion und Diskussion in einer unsicheren Welt sinnhaft erprobt werden? Als Theaterleiter und Regisseur hatte er stets die Zuschauenden vor Augen als aufzuklärende BürgerInnen: «Ich wollte die Menschen [...] spüren lassen, dass ihre Fragen und Sehnsüchte, ihre Sorgen und Ängste auch die unsrigen sind.» Sie zu «alarmierter Vernunft» bringen, das war ihm noch mit fast 90 Jahren ein Anliegen, wie seine Memoiren zeigen. Er wusste allerdings auch: Im Theater des 21. Jahrhunderts kann es nicht mehr nur um die «Rolle des freundlichen Seelsorgers für verunsicherte Bürger» gehen. Theater habe seine politische Funktion wahrzunehmen und Widerstand zu leisten, schrieb er. Widerstand gegen das Vergessen der Geschichte und gegen den Verlust von Humanität.

Ja, Walter Oberer blickte gegen Ende seines Lebens besorgt in die Zukunft. Seinem Appell, die sensiblen und wachen KünstlerInnen von morgen mögen sich mit ihren Visionen kritisch ins Weltgeschehen einbringen, ist auch heute nur zuzustimmen.

Auswahl von Projekten, die während der Amtszeit von Walter Oberer gefördert wurden:

- 15. September 1976, Gesuch-Nr. 59: Stadttheater Bern, Beitrag zur Aufführung von Henry Purcells Oper *King Arthur*, 50 000 CHF
- 9. Juni 1977, Gesuch-Nr. 66: Swiss Association for Theatre Research, Bern, Inventar der Schweizer Theatersammlung, 40 000 CHF
- 22. Februar 1978, Gesuch-Nr. 79: Beitrag an das Konservatorium Bern, 60 000 CHF
- 22. August 1978, Gesuch-Nr. 96: Fondation en faveur de l'Art Choréographique, Lausanne, 45 000 CHF
- 22. August 1978, Gesuch-Nr. 101: Internationales Opern-Studio Zürich, 50 000 CHF

¹ Schauspieler Hans-Joachim Frick (1996) in Christian Hoffmann (Hrsg.), *Fixpunkte. Walter Oberer zum 85. Geburtstag* (S. 23). Bern: Selbstverlag des Hrsg. Alle weiteren Zitate entstammen den Memoiren von Walter Oberer (2001). Vorhang zu! Erinnerungen eines alten Mannes, der einst mit dabei war. In Schweizerische Gesellschaft für Theaterkultur (Hrsg.), *Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur*, Bd. 22. Basel: Editions Theaterkultur.

Konrad Tobler



Harald Szeemann alias SzAmen alias D. Lara H. Namesz – der obsessive Gesamtkunstwerker und Entgrenzer

Als Harald Szeemann 1979 in den Stiftungsrat der Johnson Stiftung gewählt wurde, war der damals 46-Jährige bereits eine internationale Grösse im Kunst- und Ausstellungsbetrieb.

1983 richtete Harald Szeemann einen fiktiven Brief an den lange zuvor verstorbenen belgischen Maler James Ensor. Unterschrieben hatte eine Dame namens D. Lara H. Namesz. Die Dame war ein Herr: Harald Szeemann. Der Name war ein Anagramm: Rückwärts gelesen, ergab sich der Name des Autors. Wortspiele, Sprache liebte Szeemann. So zeichnete er 1979 seinen Text «Stoss + Eintracht (Gebet). Standeshre des Konservators für die 80er Jahre im Hinblick auf das Jahr 2000» englisch-phonetisch, zugleich deutsch-doppeldeutig und pathetisch mit «SzAmen».

Szeemann liebte Rollenspiele, Verwandlungen, Inszenierungen. Das hatte er in den 1950er-Jahren bereits während seines Kunstgeschichtsstudiums mit einem «Einmanntheater» bewiesen, für das er Texte verfasste, Regie führte und die Hauptrolle(n) selber spielte. Diese Aktion in einem Berner Kleintheater – später würde man dergleichen Happening oder Performance nennen – brachte es immerhin mitsamt Fotografien in die damals populäre Zeitschrift *Sie & Er*. Auch später, etwa zur Zeit der documenta 5 (1972), wusste sich Szeemann medienwirksam zu inszenieren. Dabei scheute er auch Übertreibungen nicht – bei ihm sind sie jedoch zu verstehen als Entgrenzungen, denen Pathos nicht fremd war. So erinnere ich mich an ein Interview, das ich mit Szeemann 1993 anlässlich der grossen Beuys-Ausstellung

im Kunsthaus Zürich führte. Er verglich Joseph Beuys mit Christus. Den Vorschlag, diese Aussage zu relativieren, weil sie doch etwas zu übertrieben sei, wies er vehement ab.

Ja, Beuys gehörte zum Leben von Szeemann. Schliesslich führte das Verbot der überhaupt ersten Beuys-Retrospektive 1969 zum empörten Rücktritt Szeemanns als Direktor der Kunsthalle. Seit 1961 leitete er diese bereits in den Jahrzehnten zuvor international ausstrahlende Institution. In den acht Jahren seiner Tätigkeit öffnete er sie einem völlig neuen Kunstbegriff. Dieser kann beschrieben werden als offen, auch zu Motivbildern und zur Kunst von Geisteskranken, kann erfasst werden mit dem Begriff der Entgrenzung, und zwar sowohl was die Materialien als auch was die Medien und die Ästhetiken und die Internationalität betrifft. Szeemann erfand ein neues Format der Ausstellung, fand, als Ausstellungsmacher, eine neue Form der Kooperation von Künstlern und Institution, erfand sich selbst als Grenzgänger zur Kunst. Eingepägt in die Kunstgeschichte hat sich seine Ausstellung aus dem Jahr 1969, deren vollständiger Titel für Szeemanns Projekte programmatisch ist: «Live in your head: When Attitudes become Form – Werke – Konzepte – Prozesse – Situationen – Information».

Nach seiner Berner Zeit gründete Szeemann die «Agentur für geistige Gastarbeit» und arbeitete als freischaffender Kurator. Seine Konzepte lassen sich an zwei Publikationen festmachen: *Museum der Obsessionen* und *Individuelle Mythologien*. Seine Ideen konnte er 1972 in Kassel fast grenzenlos an der «documenta 5» realisieren (wovon ein vielhundertseitiger orangefarbener Ordner zeugt). Szeemann zu den «Individuellen Mythologien»: «Die Definition der Individuellen Mythologien als geistiger Raum, in dem ein Individuum seine Zeichen, Signale, Symbole setzt, die für ihn die Welt bedeuten, gibt diesen wohltuenden Freiheitsraum, der den Motor der Kreativität undefiniert belässt und der zu einer wohltuenden Relativierung des Kunstbegriffs führt, weil er den Begriff des Spinners und Spinnertums wieder einführt. Der Spinner und der Denker sind ja die einzigen, die der grossen Konditionierung am ersten entgehen. Die Zeichen, Signale und Symbole, die sie setzen, und die Intensität, mit der sie sie erfüllen, ergeben für uns die Dichte der von ihnen gemeinten Welt.»

Da war der Mythos Szeemann wohl endgültig geboren. Er selbst war mit seiner Obsessivität und seinem «Hang zum Gesamtkunstwerk» und zur Vision nicht unschuldig am Image «Szeemann», das jedoch bei jeder Begegnung Bestätigung fand, umgekehrt einen Menschen zeigte, der die Freude an der Auseinandersetzung, am Gespräch, am ausgelassenen Feiern nicht verloren hatte.

Der Text «Identity-Kit» von 1980 liest sich wie ein Selbstporträt des Gesamtkunstwerkers: «Ich bin ein sogenannter «wilder Denker», der sich am mythischen und utopischen Gehalt der Hervorbringungen menschlichen Geistes und menschlicher Tätigkeit labt. Ich bin also unwissenschaftlich, spekulativ, anarchisch (nicht terroristisch), liebe das Obsessive, weil in der Kunst nur einseitig Subjektives eines Tages objektiv gewertet werden kann. Institutionen sind für mich, gerade weil sie das Privileg der nicht unmittelbaren Zweckgebundenheit ihres Tuns haben, Instrumente, um die Besitzvorstellungen der Benutzer zu verändern oder zumindest aufzuweichen.»

Den Projekten, die während seiner Tätigkeit als Stiftungsrat der Johnson Stiftung von 1979 bis 1993 unterstützt wurden, merkt man diese Haltung an. Adolf Wölfli etwa hatte Szeemann bereits in der Kunsthalle Bern ausgestellt, kommentierte dessen Werk 1976 im wichtigen Text «Keine Idylle ohne Katastrophe – keine Idylle ohne Katastrophe» und gab ihm 1983 in der Ausstellung «Der Hang zum Gesamtkunstwerk» viel Raum. In der Ausstellung «Visionäre Schweiz» fokussierte er 1991 den «Hang zum Gesamtkunstwerk» auf schweizerische Positionen – wiederum würdigte er Wölfli, aber neben vielen anderen auch Emma Kunz, Richard Paul Lohse, Henri Dunant, Annemarie von Matt oder Karl Bickel.

Der «Geistige Gastarbeiter» dockte trotz seiner Unabhängigkeit immer wieder an Institutionen an, so auch während langer Zeit am Kunsthaus Zürich. Szeemanns Begründung: «Das Museum ist für mich der Ort, wo neue Zusammenhänge ausprobiert und Fragiles, da vom Einzelnen geschaffen, bewahrt und vermittelt werden können. Die Sammlung ist für mich Teil des kollektiven Gedächtnisses, also immer wieder auf ihren utopischen Gehalt hin zu befragen.» Die Liste der meist gross dimensionierten Ausstellungen liest sich, selbst in der kleinen Auswahl aus 200 Ausstellungen, wie ein Programm:

1975: *Junggesellenmaschine*

1978: *Monte Verità (Mammelle della verità/Brüste der Wahrheit)*

1983: *Der Hang zum Gesamtkunstwerk*

1991: *Visionäre Schweiz*

1995: *Hundert Jahre Kino*

1999: *Weltuntergang*

2002: *Geld und Wert – Das letzte Tabu.*

Sosehr Szeemann das Anarchische beförderte, so akkurat und sorgfältig, so nachdenklich und anschaulich inszenierte er seine Ausstellungen. Und sosehr er das Ausufernde liebte, so genau organisierte er sein immenses Archiv in seinem Haus in Tegna, wo der unermüdlich Reisende seit den 1970er-Jahren lebte. Nach Szeemanns Tod 2005 verpasste es die Eidgenossenschaft, die einmalige kultur- und kunst-historische Hinterlassenschaft für die Schweiz zu sichern. Szeemanns Archiv und Bibliothek befinden sich heute im Getty Research Institute in Los Angeles.

Eine Auswahl von Projekten, die von der Johnson Stiftung von 1979 bis 1993, während Szeemanns Amtszeit, gefördert wurden:

- 6. November 1979, Gesuch Nr. 134: Centre d'art contemporain Genf, Beitrag Jahresbudget 1980, 40 000 CHF ebenso 4. November 1980, Gesuch Nr. 180, 60 000 CHF
- 6. November 1979, Gesuch Nr. 135: Adolf Wölfli-Stiftung Bern, Transkription der Schriften, 60 000 CHF
- 29. Juni 1982, Gesuch Nr. 258: Beitrag zur Adolf Wölfli-Publikation *Von der Wiege bis zum Graab*, 20 000 CHF
- 27./28. Oktober 1983, Gesuch Nr. 326: Ente Turistico Ascona, Restaurierung des Rundgemäldes von Elisar von Kupffer (Monte Verità), 55 000 CHF
- 5. März 1985, Gesuch Nr. 459: *Parkett*, 1. Edition, 24 000 CHF
- 4. November 1986, Gesuch Nr. 602: Photostiftung Zürich, Beitrag zum Ankauf von 50 Fotografien von Alberto Giacometti, 30 000 CHF
- 5. Juli 1988, Gesuch Nr. 796: Kunsthalle Bern, Ausstellung Sol LeWitt *Walldrawings*, 30 000 CHF
- 4. Juli 1989, Gesuch Nr. 886: Kunstmuseum Bern, Ausstellung Lee Krasner / Jackson Pollock, 40 000 CHF
- 2. Juli 1991, Gesuch Nr. 1095: Kunsthaus Zürich, Modelle für die Ausstellung *Visionäre Schweiz*, 150 000 CHF
- Regelmässig: Film-Projekte und Scuola Teatro Dimitri Verscio

Die Förderung im Bereich der Medizinischen Forschung seit 1970

Jahrzehntelang war die Unterstützung der Stanley Thomas Johnson Stiftung im Bereich der Medizinischen Forschung vor allem auf die Förderung einzelner universitärer Forschungsprojekte und Doktoratsstipendien in der Schweiz und Grossbritannien ausgerichtet und thematisch breit gefächert. Seit 2013 konzentriert sich die Förderung auf strategische Partnerschaften. Zukünftig verbinden sich dabei die Förderbereiche «Medizinische Forschung» und «Konflikt und Gewalt».

Das erste medizinische Forschungsgesuch, das die Stanley Thomas Johnson Stiftung nach einem Beschluss an ihrer Sitzung vom 30. März 1971 unterstützte, wurde von der Medizinprofessorin Dame Sherlock vom Royal Free Hospital in London gestellt. Der Beitrag, als «institutional grant» bezeichnet, belief sich auf 150 000 CHF, was eine beachtliche Summe war und heute einem Betrag von ca. 450 000 CHF entsprechen würde. Diese erste Vergabe ging damit nach England und nicht in die Schweiz, und sie unterstützte die Forschung einer Frau, was damals eine Ausnahme war. Mit 39 Jahren war Sherlock die erste Medizinprofessorin in Grossbritannien, die 1978 zur «Dame and Commander of the Order of the British Empire» geschlagen wurde. Sie war eine der weltweit führenden Persönlichkeiten auf dem Gebiet der Leber-Erkrankungen, damals eine neue Spezialdisziplin der Inneren Medizin. Dieser aussergewöhnliche Start der Vergaben im Bereich Medizin steht auch in Zusammenhang mit den individuellen Forschungsschwerpunkten der Mediziner im damaligen Stiftungsrat, die im ersten Jahrzehnt aufeinanderfolgten, Alexander von Muralt und vor allem Kenneth E. F. Hobbs.

Stiftungsräte mit Bezug zur klinischen Forschung

Alexander von Muralt (1903–1990), Professor für Physiologie an der Universität Bern, war von 1969 bis 1976 der erste Vertreter im Stiftungsrat für den Förderbereich «Wissenschaftliche Forschung», der in der Gründungsurkunde der Stiftung als einer von vier Vergabebereichen aufgeführt ist. Muralt war ein international renommierter Muskel-Forscher und 1953 der visionäre Gründer des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF)¹. Es dürfte somit auch kein Zufall sein, dass im ersten Jahrzehnt der Stiftungsgeschichte die Hälfte der gesamten geförderten Gesuche aus der Medizinischen Forschung stammten² und dass die Mittelverwendung sich am Muster des Schweizerischen Nationalfonds orientierte, mit Fokus auf der Grundlagenforschung, der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und der Ermöglichung von Auslandssemestern für Forschende.

Professor Kenneth E. F. Hobbs wurde 1974 von der Johnson Stiftung zu einer «Formal Application» für den Ausbau der chirurgischen Abteilung am Londoner Royal Free Hospital eingeladen; 1976 wurde er als Nachfolger von Alexander von Muralt in den Stiftungsrat gewählt. Der inzwischen emeritierte Hobbs zählt zu den wichtigsten Chirurgen in Grossbritannien. Er ist ein Pionier der Leber-Chirurgie, der als junger Forscher in den 1960er-Jahren an der Universität von Bristol ein Forschungsprogramm mit Lebertransplantaten an Schweinen startete. Seine Forschungsergebnisse führten zu einem merklichen Fortschritt in dem bis dahin problembehafteten Feld der Leber-Chirurgie. Hobbs hat 25 Jahre lang als Professor in London am Royal Free Hospital gewirkt. Hier begann auch seine Zusammenarbeit mit der anfangs genannten «Königin der Leber-Medizin», Dame Sherlock, mit der Hobbs ein erfolgreiches internationales Expertenteam aufbaute. Zum Start von Hobbs' Tätigkeit als Stiftungsprofessor für Chirurgie am Royal Free Hospital unterstützte die Johnson Stiftung ihn beim Aufbau einer neuen chirurgischen Abteilung mit insgesamt 250 000 CHF, womit die Anstellung eines wissenschaftlichen Mitarbeiters und die Anschaffung von technischen Geräten ermöglicht wurden.

Auch in den folgenden Jahren zählten Leber-Erkrankungen und die Transplantationsmedizin zu den unterstützten Forschungsschwerpunkten; so wurde 1988 ein dreijähriges, nach der Stiftung benanntes «Stanley Thomas Johnson Research Fellowship»-Programm an der Royal Free Hospital School of Medicine mit einem Betrag von 161 994 CHF finanziert. Und auch am Inselspital Bern wurde die Leber-Forschung im selben Jahr mit einem Beitrag von 73 500 CHF³ an Professor Blumgart unterstützt, der seine Ausbildung in Sheffield in Grossbritannien absolviert hatte und sich als Leber-Spezialist profiliert hatte. Der Förderfokus auf die Leber-

Forschung lässt sich vermutlich auch daraus ableiten, dass der Namensgeber der Stiftung Stanley Thomas Johnson 1967 an einem Leberleiden verstorben war.

Aber es gab auch vielfältige andere Förderbereiche, so erhielt das Inselspital Bern zum Beispiel 1988 250 000 CHF für ein Projekt im Bereich Hämophilie. Solch hohe Vergaben waren die Ausnahme, die Mehrzahl der Beiträge bewegten sich zwischen 50 000 CHF und 100 000 CHF, wobei das Spektrum von der Krebstherapie-Forschung bis zur Aids-Forschung und zu psychiatrischen Themen reichte. Jahrzehntlang wurden vornehmlich Doktoratsstipendien und Forschungsvorhaben an Universitäten in London und in der Schweiz unterstützt, was den Vorteil hatte, dass auf diese Art mit relativ geringen Mitteln eine personenbezogene Forschung an der Wurzel unterstützt werden konnte.

Kenneth E. F. Hobbs wurde nach 30-jähriger Tätigkeit für die Stiftung im Jahr 2004 verabschiedet.

Auf Hobbs folgte Professor Charles Wolfe, der seine Ausbildung am Royal Free Hospital School of Medicine absolviert hat. Er ist Officer of the Order of the British Empire (OBE) und Director of Research and Development am Guy's und St. Thomas' Spital und Professor für Public Health am King's College in London. Die Auszeichnung durch die Queen im Jahre 2018 würdigt seine Verdienste in der Schlaganfall-Forschung⁴ und der «Public Health Medicine». Mit der Ernennung von Charles Wolfe wurden die Themen «Schlaganfall-Forschung» und «Allgemeines Gesundheitswesen» in die Förderpraxis der Johnson Stiftung integriert. 2004 setzte die Stiftung zum Beispiel 345 000 CHF für ein dreijähriges Forschungsprojekt am King's College ein, in dem es um den Einbezug von Schlaganfall-Patienten und ihren Familienmitgliedern in klinische Forschungsprojekte und Dienstleistungen ging⁵. 2008 wurden 207 000 CHF gesprochen für ein zweijähriges Forschungsprogramm am King's College zur Nachbehandlung von Schlaganfällen und der Vermeidung von Folgeanfällen. Ein weiterer Forschungsschwerpunkt von Hobbs war «maternity care and maternal morbidity». Auch hier finden sich mehrere Beispiele von Projekten, die die Bedeutung der psychologischen Betreuung von schwangeren Frauen untersuchen.⁶

Ausserdem wurden immer wieder Saläre für Stipendiaten aus der Dritten Welt ausgerichtet, was als eine sinnvolle Bezugnahme zum weiten Förderbereich der Stiftung «Entwicklungshilfe» erscheint. Verbindungen zwischen den beiden Gebieten ziehen sich wie ein roter Faden durch die Fördergeschichte der Johnson Stiftung. Vor allem das Schweizerische Tropeninstitut wurde regelmässig mit namhaften Beträgen gefördert, zum Beispiel 2009 mit 271 000 CHF für ein dreijähriges Projekt zur Erkennung von Tuberkulose-Epidemien in Papua Neu Guinea⁷. 1991 ging ein Förderbeitrag an das Schweizerische Tropeninstitut, um die Auswirkungen einer

verbesserten Wasserversorgung auf die Gesundheit der Bevölkerung zu untersuchen⁸. Auch Projekte im Bereich der Malaria-Forschung wurden mehrmals an Universitäten in London unterstützt.⁹

Im Archiv der Johnson Stiftung gibt es keine ausführlichen Protokolle, ein wissenschaftlicher Beirat mit externen Experten zur Beurteilung der Gesuche und Empfehlungen an den Stiftungsrat existierte nicht, und die Gutachten, die von externen Experten eingeholt wurden, sind nicht mehr vorhanden. Dennoch liest sich der Katalog der geförderten Projekte mit dem relativ breiten Spektrum wie eine Geschichte der Medizin der letzten Jahrzehnte mit sich wandelnden Krankheitsbildern und Behandlungsmethoden, angefangen mit der Transplantationschirurgie, die in den 1970er-Jahren erste Erfolge feierte, bis zur HIV-Forschung nach der Entdeckung des Virus im Jahr 1983, den laufenden Fortschritten der Krebstherapien oder in der Behandlung von Schlaganfällen. (Siehe auch die nachfolgende Tabelle zu den verschiedenen Gebieten der Unterstützung.)

Forschungsgesuche	Anzahl	% Gesuche	Förderung (CHF)	% Förderung
Nicht-medizinische Grundlagenforschung, nicht-klinisch	2	0.8%	249 530 CHF	0.9%
Medizinische Grundlagenforschung / translationale Forschung ^{10, 11}	81	31%	7 831 914 CHF	27%
Klinische Forschungsprojekte ¹²	171	66%	20 706 118 CHF	71%
Veterinärmedizin	5	1.9%	369 065 CHF	1.3%
	259	100%	29 156 627 CHF	100%
«Dritte Welt»	15	5.8%	2 515 530 CHF	8.6%
Forschung im Gebiet der Leber-Erkrankungen inkl. Lebertransplantation	14	5.4%	1 126 453 CHF	3.9%
Forschung im Gebiet der Transplantationsmedizin	6	2.3%	836 724 CHF	2.9%
Infektionskrankheiten inkl. HIV	37	14%	2 990 722 CHF	10%
Schweizerisches Tropen- und Public-Health-Institut, Basel	6	2.3%	1 345 240 CHF	4.6%

Neue Strategische Partnerschaften

Die direkte Selektion von Einzelgesuchen aus England und der Schweiz wurde 2013 nach dem Rücktritt von Charles Wolfe und einem Strategiewechsel beendet.¹³ Die Johnson Stiftung wollte die Förderung thematisch stärker fokussieren und suchte nach einem externen Partner. Im Rahmen des Strategiewechsels wurden der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften (SAMW) für ein Pilotprojekt in der Palliative Care Forschung von 2014 bis 2018 jährlich 600 000 CHF zugesprochen. Das Projekt entstand als Reaktion auf die allgemein steigende Lebenserwartung und die hohe Anzahl von Menschen, die im Alter an einer unheilbaren chronischen Krankheit leiden. Bis vor Kurzem war Palliative Care als akademische Disziplin in der Schweiz quasi inexistent. Mit der Förderung durch die Johnson Stiftung gemeinsam mit der Gottfried und Julia Bangerter-Rhyner Stiftung konnte die SAMW ein erfolgreiches Förderprogramm lancieren, um diesen unterrepräsentierten neuen Forschungszweig mittelfristig in der Schweizer Forschungslandschaft zu etablieren.

In den Jahren 2019 bis 2022 wird die Stanley Thomas Johnson Stiftung zwei Projekte des Swiss Tropical and Public Health Institute (STPH) unterstützen. Das Projekt «Digitales System für ein besseres Gesundheitsmanagement von Flüchtlingen» (SysRef) hat zum Ziel, die Qualität der Gesundheitsversorgung von Flüchtlingen und Vertriebenen im Tschad und Orten mit vergleichbaren Begleitumständen zu verbessern. Das Projekt erforscht Massnahmen für die Entwicklung und Implementierung von digitalen Hilfsmitteln zur Verbesserung des Gesundheitsmanagements. Dazu gehören die Verbesserung der Diagnose und der Behandlung von Infektionen und anderen Gesundheitsproblemen, die Registrierung von Impfungen, die Überwachung des Impfstatus sowie die Erfassung und Beurteilung epidemiologischer Daten.

Das zweite Projekt NIIDS entwickelt ein neuartiges Diagnose- und Überwachungssystem für Infektionskrankheiten in Flüchtlingslagern. Das Projekt beabsichtigt die Entwicklung einer neuartigen umfassenden Evidenzplattform mit dem Ziel, die Diagnostik und Behandlungsmassnahmen zu verbessern; neue Diagnoseverfahren werden in Flüchtlingslagern und in den angrenzenden Spitälern etabliert und einheimisches medizinisches Personal entsprechend geschult; ein integriertes Diagnosesystem mit einer umfassenden Datenbank für die regional relevanten Krankheiten wird zur Überwachung von Krankheiten (und Ausbrüchen) in Flüchtlingslagern benutzt. Diese Daten dienen dem Patientenmanagement mit neuen digitalen Hilfsmitteln sowie der gezielten Entwicklung von kostengünstigen Diagnose-Schnelltests, welche im Feld eingesetzt werden können.

Die Selektionsprozesse für den Bereich «Medizinische Forschung» haben sich geändert, aber inhaltlich scheint sich ein Kreis zu schliessen. Denn mit den innovativen geplanten Projekten wird nach einem langen Sondierungsprozess auch an das frühere Engagement im Bereich Medizin in Konfliktregionen angeknüpft, dem im Testament von June Johnson aufgeführten Willen für den Einsatz der Stiftungsgelder im Bereich Forschung folgend: «The promotion of the scientific research, especially in the fields of medical science and generally in all activity tending to promote the standard of living of deserving countries».

- ¹ Vgl. S. 45–48.
- ² Anmerkung: Die Verteilung der Mittel zwischen den vier Förderbereichen hat sich im Laufe der Jahre ausgeglichen, insgesamt beläuft sich der Anteil der Vergaben für Projekte aus der Medizinischen Forschung auf ca. 25%.
- ³ Siehe: Nr. 796, 1988: The University of Berne, Clinic for Visceral and Transplantation Surgery, Inselspital, Berne, Prof. L. H. Blumgart. Research project on: Liver Blood Flow in Relation to Liver Pathology – Surgical Relevance, 73 500 CHF; Nr. 770, 1988: Royal Free Hospital School of Medicine, Academic Department of Surgery, London, Prof. K. E. F. Hobbs, Stanley Thomas Johnson Research fellowships at the Academic Department of Surgery at the Royal Free Hospital, London, über 3 Jahre, 161 994 CHF.
- ⁴ Siehe: Nr. 2875, 2004: King's College London, Guy's, King's and St. Thomas' School: Enhancing patient/family participation in research and clinical service development; evaluating the case of stroke, 3 Jahre.
- ⁵ King's College, London. Division of Health and Social Care Research. Dr. Peter U. Heuschmann: Long Term patterns of risk transition in pathology and aetiology after first stroke and its implications for secondary prevention and clinical management. The South London Stroke register.
- ⁶ Siehe: Nr. 3191, 2006: Imperial College, London, Institution of Reproduction: A Study to evaluate cognitive analytic therapy in the treatment of anxiety and depression, and reduction of cortisol in stressed pregnant women, 86 400 CHF, 2 Jahre.
- ⁷ Siehe: Nr. 3832, 2009: Molecular Epidemiology of Tuberculosis: Active Case Detection in Sentinel Sites Across Papua Neu Guinea.
- ⁸ Siehe: Nr. 1110, 1991: Swiss Tropical Institute, Basle, Department of Public Health and Epidemiology, Mr. Dr. Mäusezahl, research project: Measuring health impact of improved water supplies and sanitation in Zimbabwe 7. July 1991, 70 000 CHF.
- ⁹ Siehe: Nr. 3349, 2006: King's College, London, School of Medicine, Guy, King's and St. Thomas' Hospitals Department for Immunology: Rapid Phospholipid generation by invading malaria parasites and its pathological consequences, 134 750 CHF, 2 Jahre; Nr. 1108, 2011: Imperial College of Science, Technology and Medicine, London, Biology Department, Dr. G. A. Butcher, research project: An in Vivo Model for studying human malaria using immunodeficient (Scid) mice, 34 139 CHF.
- ¹⁰ Wissenschaftlicher Fortschritt beruht auf Erkenntnissen über grundlegende Zusammenhänge in der Natur. Dieses Wissen wird durch Grundlagenforschung geschaffen. Sie ist somit die Voraussetzung für anwendungsbezogene Forschung und technische Innovation.
- ¹¹ Translationale Medizin beschäftigt sich mit dem Übergang von neuen Erkenntnissen aus der Produktforschung und Grundlagenforschung zur klinischen Anwendung.
- ¹² Die klinische Forschung bezieht sich auf alle an Menschen durchgeführten Forschungen (gesunde oder kranke Menschen). Ihr wichtigstes Instrument sind klinische Studien.
- ¹³ Siehe: Nr. 4461: University College London: The effects of prenatal and postnatal maternal depression on infants bio-behavioural development, 123 281 CHF. Nr. 4462: Breakthrough Breast Cancer. Weston House: The UKCRN Triple negative Trial. A randomized phase III trial. 34 541 CHF. Nr. 4507: EPFL: An innovative and affordable composite lower limb prosthesis, 165 000 CHF. Nr. 4508: Kantonsspital St. Gallen: Clinical evaluation of a polyvalent vaccine against Salmonella enterica in a phase I/II study, 165 000 CHF.

«Die Medizin der Zukunft ist Altersmedizin»

Von 2014 bis 2018 hat die Stanley Thomas Johnson Stiftung zusammen mit der Gottfried und Julia Bangerter-Rhyner-Stiftung ein Förderprogramm der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften (SAMW) zum Ausbau der Forschung in Palliative Care in der Schweiz unterstützt. Wie Dr. Gian Domenico Borasio, Professor für Palliativmedizin an der Universität Lausanne, hervorhebt, können Stiftungen ein grosses Gewicht ausüben, indem sie wegweisende Impulse für gesundheitspolitische Entwicklungen geben. – Ein Interview.

Beate Engel: Es gibt bereits viele Spezialgebiete in der Medizin, wie die Krebsforschung oder die Geriatrie. Warum haben Sie sich dafür eingesetzt, dass die Palliativmedizin als eigenständige Disziplin in Forschung, Pflege und Lehre neu etabliert wird?

Gian Domenico Borasio: Dazu kann ich eine historische Antwort geben. Über Jahrtausende hat die Medizin kaum etwas anderes gemacht als Palliativmedizin, weil es nicht viel mehr gab, als Menschen zu begleiten und pflanzliche Heilmittel zur Beschwerdelinderung einzusetzen. In den letzten 100 Jahren hat dann eine rasante Entwicklung in der Hightech-Medizin stattgefunden, und dabei ist die Tatsache, dass alle Menschen irgendwann sterben müssen, in den Hintergrund getreten. Als Reaktion auf diese Entwicklung besinnt man sich inzwischen immer mehr darauf, dass Menschen in der letzten Lebensphase ganz besondere Notwendigkeiten haben und dass es nicht nur um die Patienten geht, sondern auch um ihre

Familien. In der Palliative Care geht es nicht mehr um die Lebensverlängerung, sondern um die Lebensqualität.

Wie erreicht man denn Lebensqualität in der Phase einer unheilbaren Krankheit?

Wie es die WHO in ihrer Definition der Palliative Care sagt: «Durch Vorbeugung und Linderung von Leiden mittels frühzeitiger Erkennung, hochqualifizierter Beurteilung und Behandlung von Schmerzen und anderen Problemen physischer, psychosozialer und spiritueller Natur.» Die Bedürfnisse, Sorgen und Nöte am Lebensende sind sehr komplex und müssen weiter erforscht werden, aber wir verfügen heute schon über eine breite Palette an Interventionen, um die Lebensqualität der Patienten und ihrer Familien zu verbessern und zu erhalten. Auch in der Palliativmedizin ist Prävention die beste Medizin. Es geht nicht um die Lebensqualität in den letzten 24 Stunden, sondern eher schon um eine Begleitung in den letzten 24 Monaten. 90 Prozent der Menschen sterben an chronischen Krankheiten, das heisst, die Frage der Lebensqualität stellt sich schon sehr früh im Verlauf. Immer wieder werden wichtige Gespräche nicht geführt, selbst wenn man weiss, dass der Patient nur eine kurze Lebenszeit hat, in der er noch entscheidungsfähig ist, zum Beispiel bei einem Hirntumor oder bei Demenz. Diese kurze Zeit muss man nutzen.

Palliativmedizin als Gegenmittel gegen Übertherapie

Welche Mittel haben Patienten, um ihre Selbstbestimmung auszuüben?

Patientenverfügungen und Behandlungspläne dienen heute vor allem zur Vermeidung von Übertherapie. Die Medien und der Privatisierungstrend in der Medizin suggerieren ja oft, dass die Medizin alles heilen kann. Die Frage ist aber, ob wirklich alles sinnvoll ist, nur, weil es machbar ist. Wissenschaftliche Studien haben zum Beispiel ergeben, dass die künstliche

Ernährung in der Sterbephase bei Demenzpatienten nicht die Lebensdauer erhöht, sondern eher das Infektionsrisiko. Oftmals werden bei Krebspatienten kostspielige Chemotherapien eingesetzt, die starke Nebenwirkungen haben, das Leben der Patienten aber nur minimal verlängern – besonders häufig bei Privatpatienten. Es ist auch die Aufgabe der palliativen Forschung und Lehre, den Finger in diese Wunde des Gesundheitssystems zu legen.

Wie wird der ganzheitliche Ansatz der Palliative Care in Ihrem Team und im Spital-Alltag umgesetzt?

Man muss an der Wurzel beginnen und die Medizinstudenten und Ärzte besser ausbilden. Denn es gibt viele Dinge, die den meisten Menschen wichtiger sind als der Todeszeitpunkt oder auch die Linderung physischer Symptome. Bei uns arbeiten die Kernprofessionen aus der Pflege, Medizin, Seelsorge, Psychologie und Sozialen Arbeit zusammen. Es gibt sowohl eine Ambulanz wie ein Home Care Team, einen Palliativ-Konsiliardienst auf anderen Stationen sowie eine eigene Station. Hier im Lausanner Spital nehmen alle neuen Assistenten und Assistentinnen an einer Pflichtfortbildung teil, in der die Grundzüge der Behandlung geriatrischer, psychogeriatrischer und palliativer Patienten vermittelt werden. Seit 2013 gibt es in Lausanne den innovativen Studentenkurs «Leben im Angesicht des Todes», an dem Studierende der Medizin und der Theologie teilnehmen, die auch Patientenbesuche zusammen machen.

Wie kommen Sie zu den Patienten, und wie wird der richtige Zeitpunkt dafür definiert?

Wir werden in der Regel von unseren Kollegen gebeten, in der Behandlung beratend dazuzukommen. Hier in Lausanne gibt es inzwischen auch Streubetten im Spital, für die uns die einzelnen Kliniken die medizinische Hauptverantwortung übergeben. Die Krebspatienten sind eine Gruppe, wo die Palliativmedizin oft in Anspruch genommen wird. Aber es sterben nur 25 Prozent der Patienten an Krebs. Andere Bereiche sind die Lungen-

oder Herzpatienten, die neurologischen oder die geriatrischen Patienten. Letztere werden in Zukunft den bei Weitem wichtigsten Anteil der Palliativpatienten darstellen.

Sie haben wesentlich zur Etablierung der akademischen Lehre und Forschung im Bereich Palliativmedizin in der Schweiz beigetragen. Wir beurteilen Sie die Entwicklung in der Schweiz?

Die Medizin der Zukunft ist Altersmedizin. Ein Grossteil der Patienten ist heute schon sehr alt, chronisch krank und von mehreren Krankheiten betroffen, viele davon sind dement. Es braucht also eine spezifische Forschung und eine Weitergabe der Erkenntnisse in der Ausbildung. Und es braucht Professuren und Lehrstühle, um Anerkennung in der Ärzteschaft aller Bereiche zu bekommen. Die Situation in der Schweiz hat sich in den letzten Jahren verbessert. Als ich 2011 nach Lausanne kam, war ich der einzige Professor für Palliativmedizin in der Schweiz. Inzwischen wurde ein schweizweites Forschungsprogramm etabliert, eine Professur für Palliative Care an der Universität Bern eingerichtet und vor Kurzem die weltweit erste Professur für geriatrische Palliative Care in Lausanne. In der Fakultät Lausanne wird nun ausserdem neu ein Institut für «Humanities and Medicine» gegründet.

Stiftungen als Impulsgeber

Was sind die aktuellen Forschungsschwerpunkte in der Palliativmedizin?

Die Medizin kann physische Beschwerden, wie Schmerzen oder Atemnot, heutzutage zu einem grossen Teil erträglich machen. Deshalb sind wir nicht sehr aktiv in der pharmazeutischen Forschung. Die interprofessionelle Erforschung der psychosozialen und spirituell-existenziellen Komponenten der Lebensqualität und ihres Zusammenspiels steht bei uns im Mittelpunkt. Wichtige Themen sind dabei auch die Selbstbestimmung

und die vorausschauende Gesundheitsplanung. Gerade bei Patienten mit Demenz gibt es dabei schwierige ethische Fragen zu lösen. Auch psychosoziale Determinanten des Wohlbefindens, wie die positive Psychologie am Lebensende, werden bei uns verstärkt untersucht. Man erlebt ja nicht nur Patienten, die verzweifelt sind, sondern oftmals auch, dass Patienten dankbar und glücklich sind, und dies in vergleichbaren klinischen Situationen. Deshalb untersuchen wir derzeit unter anderem, wie das Gefühl von Dankbarkeit am Lebensende unterstützt und gefördert werden kann.

Welche Funktion übernehmen Stiftungen in der Finanzierung der palliativmedizinischen Forschung?

Die Stiftungslandschaft hat eine äusserst wichtige Rolle in der Etablierung der Palliative Care in der Schweiz gespielt. Alle Schweizer Professuren in der Palliative Care wurden zunächst von Stiftungen unterstützt. Neue Ansätze wie die positive Psychologie am Lebensende würden wohl zunächst beim Schweizer Nationalfonds scheitern, aber sobald erste Daten mithilfe von Stiftungsgeldern erhoben worden sind, können auch staatliche Finanzierungsmodelle eingesetzt werden.

Die Palliative Care entspricht einem grossen Bedürfnis der Gesellschaft, aber nicht unbedingt einem Bedürfnis der Gesundheitsindustrie. Daher haben Stiftungen in diesem Bereich auch eine eminent politische Bedeutung, da sie andere Akzente setzen und innovativen Ansätzen die notwendige Initialzündung geben können.

Gian Domenico Borasio, geb. 1962, war von 2006 bis 2011 Inhaber des Lehrstuhls für Palliativmedizin an der Universität München. Seit März 2011 ist er Inhaber des ersten Schweizer Lehrstuhls für Palliativmedizin an der Universität Lausanne und Leiter der Palliative Care-Abteilung am Universitätsspital Lausanne. Sein Buch *Über das Sterben. Was wir wissen. Was wir tun können. Wie wir uns darauf einstellen* wurde 2014 als Schweizer Ausgabe bei dtv neu aufgelegt. Im selben Jahr erschien sein Buch *Selbstbestimmt sterben* bei dtv.

«Das Durchmischen von Disziplinen hat sich in meiner Arbeit immer wieder als sehr fruchtbar erwiesen. Die Artists-in-labs Residency ist daher eine wunderbare Gelegenheit, die neue Türen öffnen und mir bestimmt spannende Einblicke gewähren wird. Welche visuellen und materiellen Qualitäten kann ich aus dem Gefühl Schmerz rauslösen, und wie kann ich sie erfahrbar machen?»

Johannes Willi, Künstler und Teilnehmer
des Artists-in-labs Programms, Zürich

Das Artists-in-labs Programm der Zürcher Hochschule der Künste bringt seit 2003 mit vielfältigen Projekten Kunst und Wissenschaft zusammen. «Das Unsichtbare erfahrbar machen – SchmerzpatientInnen und ihre Erzählungen» ermöglicht einem Kunstschaaffenden, sich im Jahr 2019 mit Forschenden des Center for Medical Humanities an der Universität Zürich und mit ÄrztInnen und PatientInnen am Schweizer Paraplegikerzentrum auszutauschen. Das in einem Wettbewerb ausgewählte künstlerische Projekt von Johannes Willi zum Thema «Chronische Schmerzen» wird von der Stanley Thomas Johnson Stiftung unterstützt.

Hrair Sarkissian

The Last Scene (2016)

Das Projekt «Last Scene» konzentriert sich auf die Kraft von Lieblingsorten als Rückblick auf das Leben und kreiert Szenen, die zugleich melancholisch und fröhlich sind.

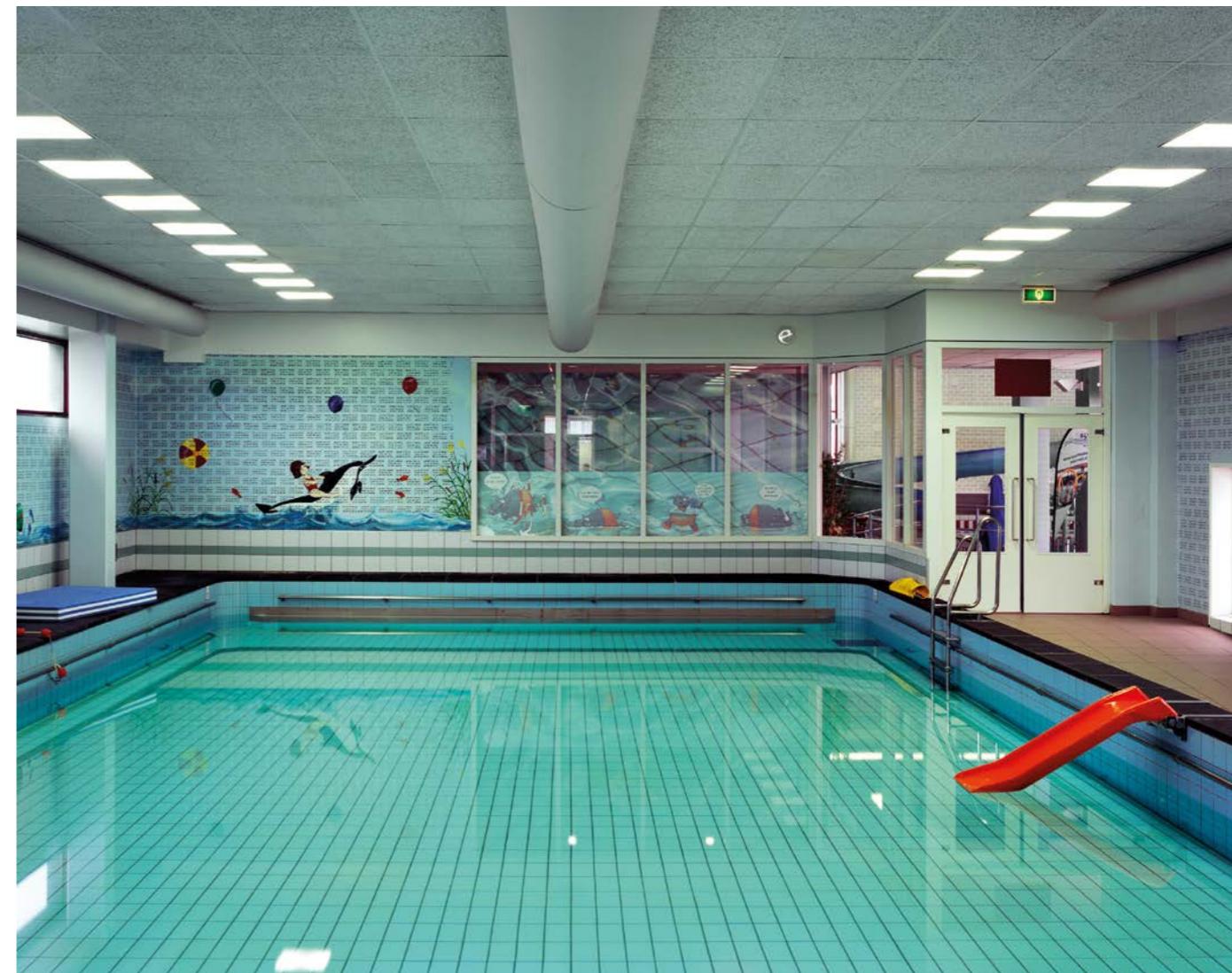
«Ich habe 47 Orte in den Niederlanden fotografiert, dem letzten Wunsch von todkranken Patienten folgend, mit denen ich die Orte besuchte. Die Einfachheit jeder Landschaft oder Szene erhöht die Aufmerksamkeit für eine innere Reise, in Erinnerung an die Vergangenheit und als Vorstellung einer Zukunft, die die todkranken Besucher nicht mehr einschliesst.

In der zeitgenössischen Kultur wird die Vorstellung von Tod und Sterben oft bewusst ignoriert. Dieses Projekt bietet eine Möglichkeit, uns mit der Frage zu befassen, woher wir kommen und wohin wir gehen. Die Bilder werden zu Spiegeln: Auf der einen Seite versucht man, sich die Person vorzustellen, die diese Szenerien zum letzten Mal angeschaut hat. Und gleichzeitig stellt man sich die Frage: Was wäre mein Wunsch?

Ich habe die Szenen jeweils zum Zeitpunkt des letzten gemeinsamen Besuchs fotografiert.»

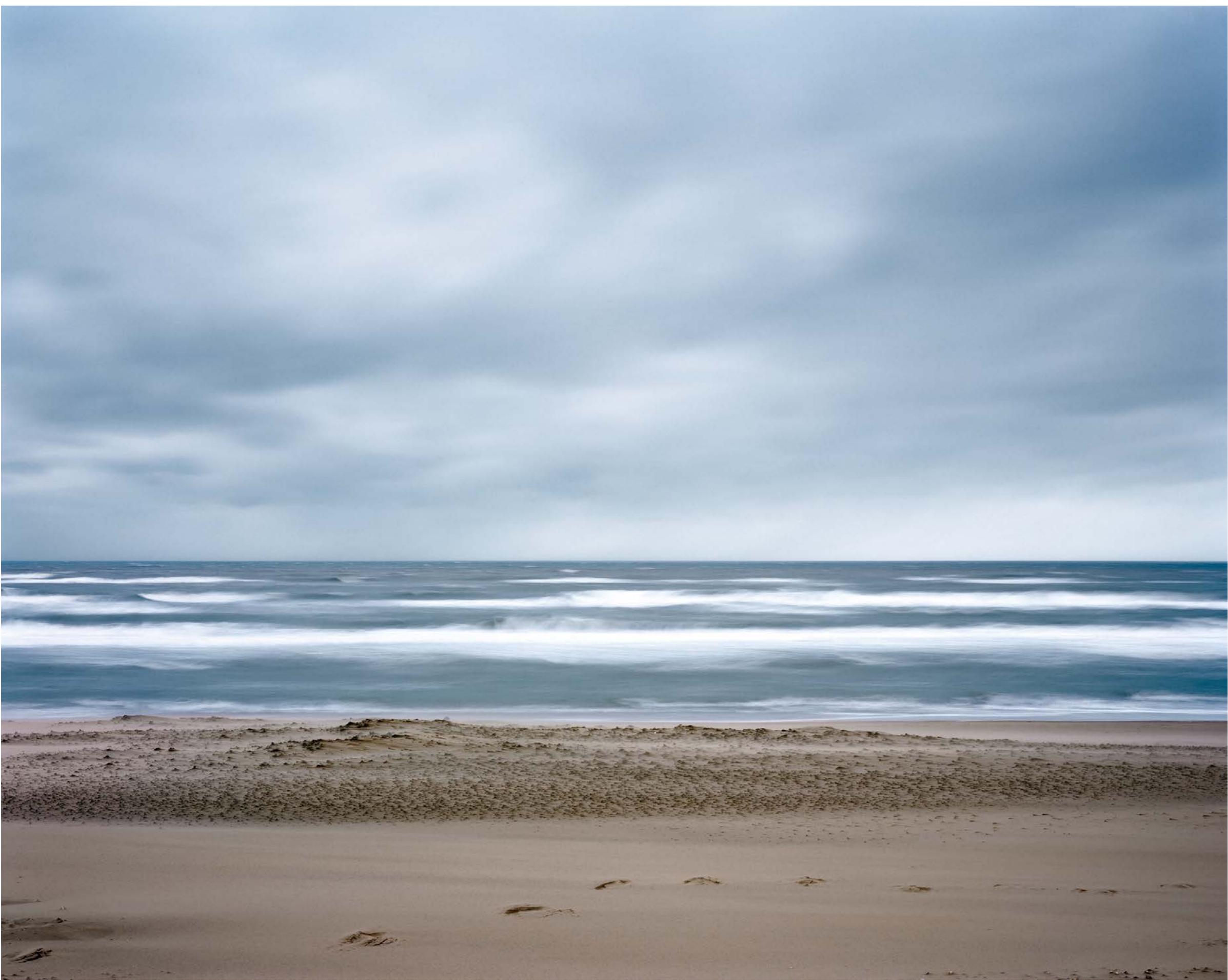
Übersetzung aus dem Englischen: Beate Engel

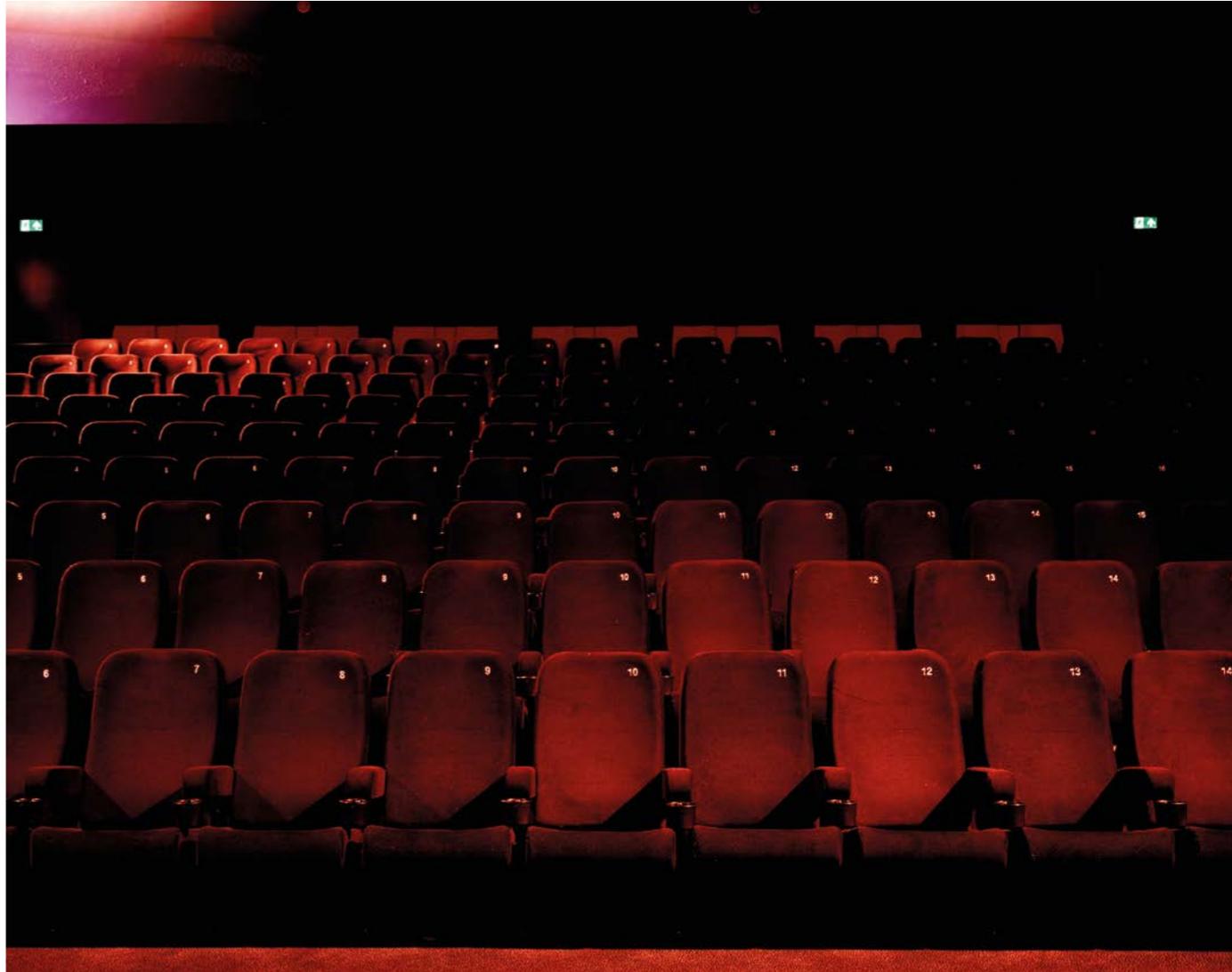
Hrair Sarkissian (geboren in Damaskus, 1973) absolvierte seine Grundausbildung im Fotostudio seines Vaters in Damaskus. Er besuchte die École Nationale Supérieure de la Photographie in Arles, Frankreich, und absolvierte ein BFA in Fotografie an der Gerrit Rietveld Academie, Amsterdam.















21 september - 8 oktober

Welcome on board!

Win kans op een... oomvakanties!

You're Welcome

JACK'S
CASINO





Gefordert und gefördert: Eigenständigkeit und Kreativität

Welche kulturellen Projekte fördert die Stanley Thomas Johnson Stiftung? Diese Frage diskutieren in einem Roundtable-Gespräch die langjährigen Stiftungsrätinnen und Stiftungsräte Ursula Frauchiger, Beat Wismer, Kaspar Zehnder sowie Beate Engel, Programm-Managerin Kultur.

Zu Beginn eine scheinbar simple Frage: Welche Projekte wecken Ihr besonderes Interesse?

Kaspar Zehnder: Es sind Unterstützungsgesuche, die mich selbst, also auch meine eigene Arbeit animieren. Es sind Projekte, die überraschen. Ich bin ja als Dirigent andauernd mit der Entwicklung von Projekten beschäftigt und habe Freude, wenn der Puls der Zeit spürbar ist. Das heisst: Ich will merken, dass das Projekt eine grosse Eigenständigkeit hat und dass das Gesuch nicht einfach in die Maske der Stiftung gezwängt wurde. Der eigentliche Motor muss also die Kreativität sein.

Beate Engel: Für viele Gesuche werden immer öfters Spezialisten hinzugezogen, die zielgerichtet zu formulieren verstehen. Eben deswegen ist es oft schwierig zu spüren, was schliesslich reell auf der Bühne oder in einer Ausstellung zu sehen sein wird. So ist für uns ein schriftliches Gesuch nicht die einzige Komponente, um ein Projekt zu beurteilen. Ein anderer Teil ist unsere praktische Erfahrung. Wir verfolgen alle intensiv die jeweiligen Szenen und sind möglichst nahe an der Sache dran.

Beat Wismer: Ich erwarte von Gesuchstellerinnen und Gesuchstellern, dass sie die Vergabepolitik und die Haltung der Stiftungen, bei denen sie Unterstützung beantragen, zumindest kennen.

Gesuche von routinierten Fundraisern, denen man ansieht, dass nur gerade der Adressat spezifisch angepasst wurde, langweilen mich eher – oder sie ärgern mich auch: Schliesslich will man etwas von uns. Mit dem englischen Namen und dem pointiert anglophilen Hintergrund passen zum Beispiel Ausstellungen, in denen ein bestimmter Anteil britischer Künstlerinnen und Künstler oder Themen vertreten sind, prinzipiell zur Ausrichtung unserer Stiftung. Es ist allerdings nicht das einzige Argument. Originalität, die Qualität des künstlerischen Werks und die Professionalität in der Durchführung sind immer prioritär. Risiken dürfen sein: Dazu gehört, dass vielversprechende Projekte scheitern können.

Können Sie diese Beobachtung mit den professionellen Fundraisern konkretisieren?

Wismer: Wenn ich auf die 1980er-Jahre zurückschaue, dann hätten wir uns als Betreiber eines Off-Space – wie das damals noch gar nicht hiess – kaum gewagt, eine Stiftung um Geld anzufragen. Das wollten wir nicht – weil uns das «Off» wichtig war. Heute jedoch kommen alle. Sie stellen Gesuche an alle Stiftungen, viele preisen auf Hochglanzseiten in erster Linie die Effizienz ihrer Institution. Das ist uninteressant.

Ursula Frauchiger: Ich stufe das als simples Marketing ein, als uninspirierte Schönfärberei. Ich muss gestehen, dass ich mittlerweile manchmal sogar die Gesuche vermisste, die in Form eines Liebesbriefs oder einer Zeichnung daher kamen. Damals spot-tete ich darüber. Diese Erinnerung meint: Ich will die Leidenschaft hinter einem Projekt spüren. Das kann sich in einer gewissen Detailversessenheit äussern, aber auch in konkreten aktuellen Fragen oder darin, dass sich das Projekt selbst hinterfragt. Ich erwarte viel Wissen und Hintergründe. Ich muss merken, dass die Künstlerinnen und Künstler aus dem Vollen schöpfen.

Beat Wismer hat die Off Spaces erwähnt. Dort ist das Publikum meist klein. Schauen Sie bei der Beurteilung auf die Ausstrahlung?

Frauchiger: Wir fördern Nischen-Projekte. Ich liebe die Nischen. Aber wenn wir 10 000 Franken für ein Hinterhof-Projekt sprechen und schliesslich nur jene Leute kommen, die zufällig im Hinterhof Wäsche aufhängen, dann ist das ein Missverhältnis. Das, was wir unterstützen, muss eine gewisse Öffentlichkeit erreichen können. In den einzelnen Sparten bewegen wir uns dabei in verschiedenen Dimensionen: Eine Kunst-Ausstellung kann Tausende anziehen, ein Kammerkonzert dagegen wird nur ein- oder zweimal aufgeführt und erreicht so vielleicht nur einige Hundert Leute. Bei einem Puppentheater sind zehn Vorstellungen, die von je 80 Personen besucht werden, ein Knaller.

Engel: Selbstverständlich kann man auch bei Off-Spaces eine gewisse Wirkung erwarten. Aber Statistiken, die die Ausstrahlung erfassen wollen, können ins Absurde führen. Schaut man zurück, gibt es Aktionen, die publikumsmässig sehr begrenzt waren. Wie viele waren beim mittlerweile legendären Frühlingssmahl von Meret Oppenheim im Jahr 1959 anwesend? Wie gross – oder eben verhältnismässig gering – war die Besucherzahl bei den ebenfalls fast mythisierten Ausstellungen von Harald Szeemann in der Kunsthalle Bern? Es gibt Faktoren, die man nicht messen kann, um die langfristige Wirkung zu beurteilen.

Wismer: ... dabei können wir als Partner mit unseren Beiträgen dazu beitragen, tollen Ideen mehr Wirkung zu verschaffen.

Engel: So liegt etwa aktuell die Anfrage des Berner Schlachthaus Theaters vor, welches gezielt mit einem mehrjährigen Projekt das Kindertheater fördern will. Dabei ist eine der Ideen, in die Quartiere zu gehen, um auch Kinder zu erreichen, die nicht von den intellektuellen Eltern in die Theaterräume in der Berner Altstadt mitgenommen werden. Wer will bei einem

solchen Projekt im Voraus wissen, wie viele Kinder erreicht werden und was dies bei ihnen auslöst? Aber es ist ein wichtiges Pilotprojekt, um Erfahrungen mit neuen Methoden der Vermittlung zu sammeln.

Wismer: Ich möchte den Blick noch etwas öffnen. Mich interessieren auch Gesuche, die nicht aus meinem oder unserem spezifischen Kultur-Bereich stammen. Da gibt es zum Beispiel in unserem Förderbereich «Opfer von Konflikt und Gewalt» Projekte, die – so paradox das zuerst erscheinen mag – einen geradezu begeistern. Wir wissen in solchen Fällen, dass das Geld nicht einfach in einen grossen Topf fliesst, etwa des Roten Kreuzes. Vielmehr können wir Menschen direkt helfen oder sie vielleicht dazu animieren, aus ihrem schrecklichen Alltag herauszukommen. Ich finde es gut und wichtig, dass wir als Stiftungsräte und Experten nicht nur in der Kultursuppe rühren. An unseren gemeinsamen Evaluationssitzungen werden wir auch mit ganz anderen Themen konfrontiert, die unsere Arbeit infrage stellen und die aktuellen gesellschaftlichen Prioritäten aufzeigen.

Engel: Es gibt ja einige spannende Projekte, die wir unterstützt haben, in denen die Kultur mit der Aufbauarbeit in internationalen Konfliktregionen verknüpft wird, wie zum Beispiel der Aufbau des Artas Kulturfestivals in Georgien mit Flüchtlingen aus Abchasien.

Zehnder: Selbstverständlich gibt es existenzielle Prioritäten. Dabei ist die Kultur ein unveräusserbares Menschenrecht. Ein anderes Projekt, das wir jüngst diskutiert haben, zeigt zum Beispiel, dass man innerhalb von verfeindeten Gangs im ehemaligen Apartheidstaat Südafrika mit musikalischen Aktivitäten wirklich etwas bewirken kann. Dann ist die Kultur eben nicht nur etwas Reagierendes, sondern auch etwas Präventives.

Frauchiger: Für mich sind das zwei getrennte Bereiche. Die erwähnten Ansätze sind psychosoziale Hilfe mit den Mitteln der Kunst. Das ist unwidersprochen wertvoll. Das andere ist je-

doch die Kulturförderung an sich. Und da möchte ich keine Kompromisse eingehen. Bei der Traumatherapie mittels des Theaters oder der Musik bewerte ich nicht in erster Linie die Qualität der Kunst, sondern die positive Wirkung auf jene Menschen, die mit dieser Kunst in Berührung kommen.

Engel: In der Kulturförderung ist eines unserer Kriterien die gesellschaftliche Relevanz. Dazu gehört die Reaktion auf brennende Probleme wie die Migration. Dabei sollten wir, davon bin ich überzeugt, nicht Moden nachrennen und vor allem auch Respekt vor unserem eigenen Unwissen haben darüber, was mögliche Lösungen angeht. Wenn bei einem Theaterstück zur Flüchtlingsfrage im arabischen Raum bei der Aufführung keine Araber im Publikum sitzen, wenn sich die tatsächlich Betroffenen nicht angesprochen fühlen oder sich nicht wiedererkennen, dann stimmt etwas nicht.

Das bedeutet letztlich, dass die Kultur nicht instrumentalisiert werden darf. Im besten Fall könnte sie aber wirken wie eine gut dosierte Medizin.

Zehnder: Nochmals anders: Die Flüchtlinge dürfen nicht instrumentalisiert werden, um einem Projekt Relevanz, Legitimation oder Aufmerksamkeit zu sichern.

Wismer: Deswegen finde ich es bei solchen Themen stets wichtig, dass sich das Fachwissen aus unseren zuständigen Förderbereichen ergänzt.

Sprechen wir noch über generelle Veränderungen im Kulturbetrieb. Welche anderen Beobachtungen machten Sie in den letzten Jahren?

Frauchiger: In meinem Bereich habe ich den Eindruck, dass das Theater der freien Szene wieder politischer wird. Inhaltlich ist wieder mehr Fleisch am Knochen als vor 10, 15 Jahren, als viel experimentiert wurde. Es gab viele Gesuche in der Art, dass man den Körper erforschen wolle. Andere sagten einfach:

Musik spielt in unserem Projekt eine grosse Rolle. Jetzt aber geht es – übrigens auch im Kindertheater – wieder um zentrale gesellschaftliche Fragen, sei das die Trennung der Eltern, seien das Angstzustände oder Aspekte der Migration. Es werden ernste und relevante Themen verhandelt. Das gefällt mir.

Zehnder: Mir sind drei Tendenzen aufgefallen. Erstens: Die Projekte im Bereich der Musik sind bescheidener geworden – nicht im professionellen Anspruch, sondern im Rahmen, den sie sich setzen. Die grossen Anfragen kommen von Institutionen, die ohnehin schon subventioniert sind; sie können mit der grossen Kelle anrichten und suchen dann für Sonderprojekte zusätzliche Mittel. Zweitens habe ich das Gefühl, dass der Bereich zeitgenössische Musik langweiliger geworden ist: Die Gesuche gleichen sich und bewegen sich in einem letztlich kleinen Feld. Die dritte Beobachtung: Festzustellen ist eine neue spirituelle Dimension, die sich der Transzendenz der Musik bewusst ist und sich auch dorthin bewegt – nämlich, etwas ohne Worte und ohne Bild zu sagen.

Wismer: In den letzten Jahren ist es uns gelungen, die lebendigen Jazz-Szenen in Bern, Luzern und Zürich gut mit britischen Jazzern zu vernetzen. So haben wir es 2016 geschafft, eine Schweizer Jazz-Woche in London mitzutragen. Im Bereich der Bildenden Kunst hingegen ist es schwieriger geworden. Es gibt so viele Institutionen, dass die Sache ein bisschen implodiert. Es gibt die grossen Player, sodass sich ganz wenige um das angeblich qualitativ Beste kümmern. Hinzu kommt, dass durch die immense Wertsteigerung der Kunst alles viel teurer geworden ist. Das illustriert die Stiftungsgeschichte: Vor Jahrzehnten unterstützten wir eine Klee-Ausstellung in Edinburgh mit 40 000 Franken, die für ein Grossereignis sorgte. Das kann man heute vergessen. Umgekehrt haben wir sehr rührige kleinere Institutionen, die thematische Schwerpunkte setzen und so ein lokales oder regionales Publikum ansprechen. Hier können wir immer noch wunderbare Sachen ermöglichen.

Engel: Dann gibt es auch ganz neue Formate – zum Beispiel das Zürcher Projekt «Artists in Labs» –, bei denen Kunstschaffende mit Medizinerinnen zum Beispiel im Bereich der Schmerzforschung oder der Kommunikation mit Patienten zusammenarbeiten, und zwar während mehrerer Jahre. Es ist allgemein gewinnbringend, den Fokus auf die Förderung solcher mehrjähriger Projekte zu setzen.

Frauchiger: Dabei sind wir explizit nicht kommerzielle Sponsoren. Wenn etwas Erfolg hat, ist das erfreulich, aber dann müssen wir es nicht mehr fördern.

Zehnder: Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich das bestätigen. Am Anfang meiner Tätigkeit entschied die Förderung über das Sein oder Nicht-Sein von Projekten. Die Förderung ermöglichte es mir, auf eigenen Beinen zu stehen und mich weiterzuentwickeln. Darum geht es uns.

Am Gespräch waren beteiligt:
Beate Engel, Bern: Kunsthistorikerin, M.A., Kulturmanagerin M.A.A.;
Programm-Managerin Kultur der Johnson Stiftung.

Ursula Frauchiger: lic. phil. hist. Germanistik und Romanistik,
Dozentin HBB und Lehrerin gibb Bern; Vizepräsidentin der Johnson Stiftung
sowie Ressorts Theater und Tanz.

Beat Wismer, Zürich, Kunsthistoriker. Er war von 1985 bis 2007
Direktor des Aargauer Kunsthhauses in Aarau und vom 1. März 2007 bis Ende
September 2017 Generaldirektor des Museums Kunstpalast in Düsseldorf;
Stiftungsrat der Johnson Stiftung, Ressorts Visuelle Kunst und Jazz.

Kaspar Zehnder, Bern: seit der Saison 2012 künstlerischer Leiter des
Sinfonie Orchesters Biel Solothurn und seit 1999 künstlerischer Leiter der
Sommerfestspiele Murten Classics; Stiftungsrat der Johnson Stiftung,
Ressort Klassische Musik.

Das Gespräch fand am 7. November 2018 in der Geschäftsstelle der
Stanley Thomas Johnson Stiftung an der Schwanengasse 6 in Bern statt.

*«Als Künstler stelle ich mich immer wieder infrage.
Der Preis war eine Bestätigung, dass es Menschen gibt,
denen meine Arbeit etwas gibt. Das hat mir Kraft
gegeben weiterzumachen.»*

Kiriakos Hadjiioannou, Preisträger June Johnson
Dance Prize 2017
→ Bildstrecke, S. 98ff.

June Johnson Dance Price

Kiriakos Hadjiioannou und seine Association Antibodies mit der Trilogie «Higher States»

Der June Johnson Dance Price, 2013 von der Stanley Thomas Johnson Stiftung in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Kultur zur Förderung des jungen innovativen Tanzschaffens lanciert, wurde 2017 an Kiriakos Hadjiioannou und seine Association Antibodies für das Stück «Hyperion» aus der Trilogie «Higher States» vergeben.

Die Preisverleihung erfolgte im Rahmen der Schweizer Tanzpreise im Oktober 2017 im Theater Equilibre in Freiburg. Hadjiioannou führt das Publikum in seinem Stück durch griechische Landschaften von der romantisierten griechischen Antike bis zur aktuellen Wirtschaftskrise. In seiner Trilogie «Higher States» erfindet Kiriakos Hadjiioannou eigene performative Sprachen und zeigt, wie Körper über sich selbst hinauswachsen können.

Beate Engel

Kiriakos Hadjiioannou hat am National Conservatory of Contemporary Dance (KSOT) in Athen studiert und ein Masterprogramm in Choreographie & Performance am Institut für Angewandte Theaterwissenschaft an der Universität Giessen absolviert.











«BewegGrund steht für das selbstverständliche Miteinander von Menschen mit und ohne Behinderungen im Tanz. Bereits seit 1998 setzt sich der Verein für die Inklusion von Tanzschaffenden mit Behinderungen ein – in eigenen Tanzproduktionen, einem Festival und in der Tanzvermittlung. Durch diese kontinuierliche Arbeit besitzt BewegGrund eine nationale und internationale Ausstrahlung und ein weitverzweigtes Netzwerk. Das Tanzen ausserhalb von Normen ist unsere Leidenschaft.»

BewegGrund, inklusives Tanzensemble, Bern

BewegGrund wurde von der Stanley Thomas Johnson Stiftung im Rahmen einer dreijährigen Partnerschaft von 2014 bis 2016 unterstützt.

Sozialer Wandel durch Kultur in Grossbritannien

Die Stanley Thomas Johnson Stiftung unterstützt nicht nur Kulturprojekte in der Schweiz, sondern setzt auch einen Fokus auf Grossbritannien. In der Förderung von britischen Organisationen sind in den letzten Jahren verstärkt Projekte zum Zug gekommen, die Kultur mit besonderen Vermittlungs- oder Bildungsangeboten und inklusiven Ansätzen verbinden. Die folgenden Initiativen zeigen, wie mit relativ bescheidenden Mitteln gesellschaftlich relevante Kulturprojekte ins Leben gerufen werden können. – Ein Überblick.

Die Stanley Thomas Johnson Stiftung ist bei britischen Kulturorganisationen als Stiftung bekannt, die der gesellschaftlichen Funktion der Kultur einen hohen Stellenwert beimisst. Dies zeigt sich in der Unterstützung von Projekten, die sich an marginalisierte Bevölkerungsgruppen richten und ihnen die Möglichkeit geben, am öffentlichen Leben teilzunehmen und ihre Anliegen zu vertreten.

In Grossbritannien erhalten institutionelle Veranstalter wie Theater- und Opernhäuser, Orchester, Galerien und Museen nach wie vor den grössten Anteil an der Förderung. Damit ist jedoch der Auftrag an die Institutionen verbunden, allen BürgerInnen die Möglichkeit zur Teilhabe an den kulturellen Angeboten zu geben, unabhängig von den jeweiligen Lebensumständen. Während die «Erfolgsmessung» von kulturellen Projekten nach wie vor ein umstrittenes Thema ist, ist inzwischen allgemein anerkannt, dass die Auseinandersetzung mit den Künsten das Wohlbefinden des Einzelnen steigern und somit zum sozialen Kapital beitragen kann.

Diese Überzeugung spiegelt sich in den politischen Richtlinien, Programmen und Finanzierungsstrategien der vier regionalen Arts Councils, die 1994 den Arts Council of Great Britain ablösten. Der Arts Council wurde 1946 gegründet, um die Kultur im Auftrag der Regierung zu unterstützen und zu verbreiten. Die Verteilung

der finanziellen Mittel sollte sich dabei nach kulturellen Kriterien richten. Dieser Grundsatz gilt bis heute, aber der Kulturbegriff hat sich in den vergangenen Jahrzehnten wesentlich erweitert.

Community Art

Die Idee, dass Kunst sich an alle Bürger richten soll, hat ihre Wurzeln in der Community Arts-Bewegung, die in den 1960er- und 1970er-Jahren in Grossbritannien aufblühte. Seit den 1980er-Jahren werden Kulturschaffende mit ethnischen Minderitätshintergrund oder mit Behinderungen anerkannt und gefördert, die vorher vom öffentlichen Kultursystem weitgehend ignoriert worden waren. Ende der 1990er-Jahre bekam die soziale Inklusion Priorität im Programm der neuen Labour-Regierung. Mithilfe der Nationallotterie wurde vermehrt in die Kunstvermittlung in wirtschaftlich schwachen und kulturell vernachlässigten Regionen investiert.

Die Möglichkeiten für marginalisierte Einzelpersonen und Gruppen, Kulturangebote zu nutzen, spiegeln die Vielfalt der britischen Gesellschaft wider. Hinter dem «kreativen Bekenntnis für Vielfalt» (creative case for diversity) des British Arts Council steht der folgende Grundsatz: Je umfassender die Kultur sich darstellt und je mehr verschiedene Erfahrungen sie reflektiert, desto mehr kann auch die gesamte Gesellschaft profitieren.

Im Jahr 2014 war die Johnson Stiftung der erste und einzige Geldgeber eines Programms des Little Angel Theatre für junge Menschen mit Asperger-Syndrom oder Autismus. Das Little Angel Theatre ist ein Puppentheater im Londoner Stadtteil Islington. Für junge Menschen mit Sprachstörungen ist Puppenspiel eine zugängliche Kunstform, denn hier ist Sprache nicht immer notwendig, und die Puppe spricht für den Puppenspieler. Vorherige Versuche, dieses Projekt zu finanzieren, waren fehlgeschlagen, vor allem, weil die Anzahl der jungen Teilnehmer gering war. Aber die Johnson Stiftung erkannte die Einzigartigkeit und Notwendigkeit des Projekts und setzte Vertrauen in das kleine Theater. An dem Pilotprojekt des «Spectrum Youth Theatre» nahmen 13 junge Menschen im Alter zwischen 11 und 14 Jahren teil, die sich zehn Wochen lang jeden Samstag trafen. Sie sahen sich eine professionelle Produktion an, entwickelten eine Geschichte, bastelten Puppen, lernten, sie zu animieren, und traten vor Publikum auf. Die Unterstützung der Stiftung ermöglichte es dem Spectrum Youth Theatre, ein fester Bestandteil des Little Angel Theatre zu werden. Heute finden regelmässig Vorführungen der Mitglieder statt, in Ergänzung zu den Auftritten der regulären Jugendtheatergruppe der Institution. Das Projekt hat also nicht nur jungen Menschen mit Asperger-

Syndrom und Autismus eine Chance geboten, sondern auch das Veranstaltungsprogramm des Little Angel Theatre bereichert.

Kultur in Konfliktregionen

«In Place of War» ist eine Organisation, die der University of Manchester angegliedert ist. Alles hatte mit der Untersuchung begonnen, welche Rolle Theaterprojekte in Kriegsregionen spielen. Heute gibt es Kooperationen mit Basisorganisationen in Konfliktgebieten, in denen einzelne Kulturschaffende oder Kulturinitiativen mit Schulungen, Infrastruktur und Networking-Aktivitäten unterstützt werden. Für die Johnson Stiftung war dieses Projekt auch deshalb interessant, weil sich hier die Ziele aus dem Förderbereich «Kultur» mit denen des Förderbereichs «Konflikt und Gewalt» verbinden, in dem unter anderem psychosoziale Hilfeleistungen und Rehabilitation von Kriegsopfern und Konfliktbetroffenen in Konfliktregionen unterstützt werden.

2017 unterstützte die Stanley Thomas Johnson Foundation «In Place of War» bei der Gründung eines Musikstudios in Nablus im Westjordanland, mit dem ein Ausbildungsprogramm für Jugendliche verbunden war. «In Place of War» arbeitete mit dem palästinensischen «House of Friendship» zusammen, das Bildungs-, Kultur- und Freizeitprogramme für Kinder und Jugendliche in Nablus durchführt. Hier fanden Workshops statt, um die jungen Musiker zum Beispiel in der Bedienung von Aufnahmegegeräten auszubilden. Dabei waren bekannte MusikerInnen und Produzenten wie Kate Tempest oder Flood, der Produzent von Radiohead, PJ Harvey oder Nine Inch Nails beteiligt.

Das «Open Gate Studio» war Teil der ersten «Palestinian Music Expo» im April 2017 in Ramallah. Diese Veranstaltung, an der 23 Bands teilnahmen, zog etwa 5 000 Zuschauer und rund 60 internationale Musikveranstalter an, von denen die meisten vorher nicht mit palästinensischen MusikerInnen vertraut gewesen waren. Mehr als die Hälfte von ihnen besuchte das Open Gate Studio und verbrachte einige Zeit mit lokalen Musikern. Im gleichen Zeitraum absolvierten 14 Jugendliche den «In Place of War»-Kurs für kreatives Unternehmertum, in dem die Schüler lernten, wie sie Musikprojekte als Werkzeug für sozialen Wandel in ihren Gemeinden einsetzen können.

Ein Theaterfestival als Startrampe in Kulturberufe

In Südlondon unterstützte die Johnson Stiftung ein innovatives Ausbildungsprojekt des Battersea Arts Centre. Das 1980 gegründete BAC hat sich einen erstklassigen internationalen Ruf erarbeitet als publikumsnahe Institution, die junge Talente fördert. Seit 2017 veranstaltet das BAC ein Festival, das im Rahmen des «Young Producers Programm» realisiert wird. Das Projekt bietet 12 ambitionierten jungen Menschen aus weniger privilegiertem Hintergrund die Gelegenheit, ein Jugendfestival zu organisieren. Die TeilnehmerInnen erhalten die Möglichkeit, sich im Kulturmanagement auszubilden, und werden dabei professionell begleitet, um Know-how in Bereichen wie Finanz- und Terminplanung oder Marketing zu erwerben. Viele AbsolventInnen des Programms haben inzwischen eigene Projekte realisiert, Produktionsfirmen gegründet oder Vollzeitstellen bei Kunstorganisationen gefunden. So wird auch der Pool an Kulturproduzenten in London diversifiziert. 2019 hat sich das BAC mit dem Young Vic Theatre verbunden, um 20 jungen ProduzentInnen ein noch reichhaltigeres Ausbildungsprogramm anzubieten.

Kunst aus Afghanistan

Auch die Unterstützung von Einzelpersonen kann eine wichtige Wirkung haben. Dies war der Fall, als die Johnson Stiftung sich bereit erklärte, die Londoner Organisation Culture + Conflict zu unterstützen. Culture + Conflict arbeitet mit Künstlern und Kunstorganisationen in Konflikten und Nachkonfliktsituationen auf der ganzen Welt zusammen. Die Möglichkeiten für Kunstschaffende aus den betroffenen Regionen sind begrenzt und die Chancen, eine Rolle in der globalen Kunstszene zu spielen, äusserst gering. Dabei ist es sehr wichtig für die globale Kunstszene, dass die Arbeit auch von KünstlerInnen aus diesen Ländern wahrgenommen und anerkannt wird.

Im Jahr 2015 initiierte Culture + Conflict zusammen mit der Caspian Arts Foundation ein Stipendienprogramm für KünstlerInnen aus Afghanistan. Mit der Unterstützung der Johnson Stiftung konnte Orna Kazimi ein 2-jähriges Masterstudium in Fine Arts an der renommierten Central Saint Martins School in London absolvieren. Hier flossen Mittel aus den Förderbereichen «Kultur» und «Konflikt und Gewalt» der Stiftung zusammen. Orna Kazimi ist Mitglied der Hazara, einer Minderheitengemeinschaft in Afghanistan, für die der Zugang zur Bildung besonders schwierig ist. Inzwischen hat sie ihr Masterstudium mit Bestnoten

abgeschlossen und bringt ihre Erfahrungen als Migrantin in ihre Kunst mit ein. Ihre Rolle als Vorbild für aufstrebende Künstler aus anderen unterrepräsentierten Ländern und ethnischen Minderheitengruppen ist nicht zu unterschätzen.

Übersetzung aus dem Englischen: Beate Engel

«Seit anderthalb Jahren arbeite ich mit dem renommierten Londoner Gitarristen Rob Luft zusammen. Es war eine grossartige Erfahrung und eine Leistung für uns, auf dem EFG London Jazz Festival in der grossen Cadogan Hall vor 1500 Leuten zu spielen. Wir glauben, dass die Mischung aus Volksliedern, kombiniert mit Jazz-Einflüssen in Englisch, Französisch, Italienisch und Albanisch eine wichtige kulturelle Brücke schlägt.»

Elena Duni, Sängerin, Bern

Die Berner Musikerin Elina Duni hat 2018 am Swiss Programme des EFG London Jazz Festival von Serious Trust teilgenommen. Die Stanley Thomas Johnson Stiftung hat die Teilnahme von Schweizer MusikerInnen am britischen Festival in den Jahren 2017, 2018 und 2019 unterstützt.

Produktionsleitende – die Strippenzieher hinter der Bühne

Produktionsleitende ziehen die organisatorischen und finanziellen Fäden hinter der künstlerischen Idee, aber führen ein unsichtbares Schattendasein zwischen Büro, Proberaum und Bühne. Niemand weiss so recht, was sie eigentlich den ganzen Tag machen. – Ein Erfahrungsbericht.

Wenn ich meine Tätigkeit als Produktionsleiterin beschreiben müsste, fällt es mir schwer, meine Position kurz in Worte zu fassen. Ich sage meistens: «Ich bin für alles zuständig, was hinter der Bühne passiert.» – aber auch das bleibt eine schwammige Beschreibung dieser umfangreichen Tätigkeit, die in so vielen Bereichen Expertise verlangt. Produktionsleitende sind Budgetverantwortliche, Marketingspezialisten, Personalfachfrauen, Seelsorgerinnen, Beraterinnen und Reisebüro in Personalunion. Die wichtigste Aufgabe aber: den Kunstschaffenden während der Entwicklung eines Projekts in allen finanziellen und organisatorischen Belangen den Rücken freihalten. Wir sind die gutmütigen Helferlein, aber auch die harte Wand, die alles abblockt, was das Projekt gefährden könnte. Wir sind «good cop» und «bad cop», je nach Bedarf.

Produktionsleitende sind im Idealfall von Anfang an mit im Boot. Sobald die Künstlerin eine Idee hat, steigen wir gedanklich mit ein. Zunächst müssen Ideen auf Papier gebracht werden, und das in einer Sprache, die sich an potenzielle Partnerhäuser, Förderer und das Publikum gleichermaßen wendet, ohne die persönliche Note zu verlieren. Wie ist die Idee entstanden? Was ist der inhaltliche Kern des Projekts? Wie viele Menschen sollen auf der Bühne stehen – und was machen sie dort? Wie soll das Bühnenbild aussehen, wie die Kostüme? Welche Ziele sollen mit dem Projekt erreicht werden? Für welches Publikum ist es gedacht? All diese Informationen sollen deutlich und plastisch beschrieben werden, obwohl die Darstellenden noch nicht mal alle angefragt sind, obwohl noch kein Rappen Geld für das Projekt eingeholt worden ist. Wie soll man die erwartete Zuschauerzahl und die Wirkung eines Projekts formulieren, das noch nicht pfannenfertig ist?

Ein Dossier für ein künstlerisches Projekt zu schreiben, ist ein Drahtseilakt zwischen visionären Ideen und Realisierbarkeit. Der Künstlerin viel Freiheit in ihren Ideen bei der Entwicklung eines Projekts zu lassen und sie gleichzeitig auf Probleme bei der Machbarkeit hinzuweisen, gehört zu den ersten Aufgaben einer Produktionsleitung.

Dann wird ein Budget der Produktionskosten erstellt. Wieder ein Drahtseilakt. Wie sollen wir denn Kosten kalkulieren, wenn wir noch nicht jedes Detail wissen? Reichen sechs Probenwochen aus? Oder besser sieben? Was kostet uns der Proberaum? Wie viel Material brauchen wir für die Kostüme? Und die Gagen! Können wir es uns leisten, Richtgagen zu bezahlen? Wer reist von auswärts an und braucht Fahrtkosten und Unterkunft?

Und woher sollen wir bloss das ganze Geld kriegen?

Die Budgeterstellung ist eine Mischung aus Bauchgefühl, Erfahrung und harten Fakten. Wenn man das Projekt finanziell unterschätzt, gefährdet man die ganze Produktion. Und am Ende die Löhne der Mitarbeitenden. Finanzielle Reserven gibt es meist keine in den kleinen, als Vereine konstituierten Theatercompanien. Daher müssen wir frühzeitig und so genau wie möglich planen. Finanzielle Überraschungen sind nicht erlaubt.

Parallel finden erste Gespräche mit geeigneten Spielstätten statt. Passen wir ins Programm? Wann könnte eine Premiere stattfinden? Welche anderen Theater steigen noch mit ein? Und überhaupt: Wir brauchen einen guten Titel! Knackig, griffig – wir wollen ja auch ein Publikum erreichen.

Sind die ersten Hürden geschafft, ein Premierenpielort gefunden und ein realistisches Budget erstellt, müssen Gelder akquiriert werden. Die wichtigste finanzielle Säule sind die städtischen und kantonalen, also die öffentlichen Fördergelder. Die Einreichtermine für Projekte haben sich tief in unser Gedächtnis eingeebrannt. Welche Produktionsleitung kennt es nicht, am Vorabend der Eingabefrist schweissgebadet am Kopiergerät zu stehen und fünf Minuten vor Schliessung die A4-Couverts mit den Dossiers bei der Post abzugeben?

Darf man sich zu den Produktionen zählen, die eine Förderung erhalten haben, beginnt der wahre Spiessrutenlauf: Stiftungen anfragen. Stiftungen sind eines jeden Produktionsleitenden Segen und Fluch zugleich. Beinahe jeden Tag wird in der Schweiz eine neue Stiftung gegründet. Sich in diesem Dschungel zurechtzufinden, die Förderkriterien herauszufiltern, die richtigen Ansprechpersonen ausfindig zu machen und dann auch bloss nicht den Eingabetermin zu verpassen, fühlt sich an wie ein Irrlauf durch eine schier unendlich fruchtbare Landschaft, wo man nicht weiss, welche Frucht es sich lohnt, zuerst zu pflücken.

Wir haben das Glück, in der Schweiz auf viele gemeinnützige Stiftungen zählen zu können, die Kulturschaffende unterstützen. Und doch braucht man einen langen Atem, viel Geduld und eine hohe Frustrationstoleranz, bis man die richtigen Förderpartner für sein Projekt gefunden hat.

Es ist eigenartig, jemanden um Geld anzufragen, dem man noch nie zuvor begegnet ist. Es ist aber gar nicht so einfach, einen persönlichen Kontakt herzustellen, sitzen die Stiftungen doch in der gesamten Schweiz verteilt. Trifft man sich nicht gezielt an einem Premierenabend, vergehen manchmal Jahre, bis man den Gesuchsverantwortlichen der Stiftung persönlich gegenübersteht. Die Initiative muss natürlich von beiden Seiten kommen, Produktionsleitende und Kulturschaffende sind ebenso in der Pflicht, ihre Geldgeber kennenlernen zu wollen, wie die Stiftungen ihre Künstlerinnen kennen sollten. Ein jährliches offizielles Treffen zwischen mehreren Stiftungen und Produktionsleitenden könnte diesem Bedürfnis entgegenkommen.

Stiftungen wollen die Kulturschaffenden und Institutionen kennen, die sie unterstützen, und sie wollen wissen, dass ihr Geld in professionellen Händen aufgehoben ist und zweckgebunden ausgegeben wird. Und Kulturschaffende müssen sich darauf verlassen können, regelmässig von einer gewissen Anzahl grösserer Stiftungen gefördert zu werden. Sonst entfällt jede Planbarkeit für ein Projekt.

Die Stiftungsanfragen fallen meist in den Aufgabenbereich der Produktionsleitung und sind zeitraubend. Jede Stiftung hat ihre individuellen Vorstellungen, wie die Gesucheingabe auszusehen hat. Die Online-Erfassung ist bei den grossen Stiftungen glücklicherweise zum Standard geworden, es entfallen das vielfache Kopieren der Dossiers, Budgets und Pressespiegel sowie die Versandkosten. Sie hat aber auch ihre Tücken. Da es kein einheitliches Gesuchsystem für alle Stiftungen gibt, muss das Konzept den jeweiligen Eingabemasken angepasst werden. Die eine Stiftung möchte insgesamt nicht mehr als 6 000 Zeichen, die andere eine Kurzzusammenfassung, wieder eine andere hat eine eigene Maske für die Auflistung des Budgets. Bedenkt man, dass die meisten Produktionsleitenden mehrere Eingaben für verschiedene Künstlergruppen gleichzeitig machen müssen, könnte uns ein vereinheitlichtes Erfassungssystem für Gesuche bei verschiedenen Stiftungen wertvolle Zeit schenken.

Wenn alles klappt, wenn wir an allen Fäden zur richtigen Zeit und im richtigen Mass gezogen haben, feiern wir Premiere. Der Applaus gilt den Künstlerinnen – der Regisseurin, Choreografin, den Darstellenden, der Bühnen- und Kostümbildnerin. Produktionsleitende verbeugen sich meist nicht. Sie bleiben unsichtbar im Hintergrund, freuen sich im Stillen, dass alles «über die Bühne» gegangen ist, denken aber auch schon an den Abbau des Bühnenbilds, an die letzten Lohnüberweisungen,

die Schlussabrechnung und die nächsten Schritte für die Tourneepanung. Unsere Belohnung ist der Erfolg der anderen. Das muss man akzeptieren können.

Die Unsichtbarkeit der eigenen Tätigkeit und die oft fehlende Anerkennung können einem zu schaffen machen. Auch die finanziellen Bedingungen bleiben seit Jahren prekär. Um auf einen Jahreslohn von 40 000 CHF zu kommen, müssten Produktionsleitende vier bis fünf neue Projekte im Jahr betreuen. Dies ist kaum zu bewältigen, wenn das Projekt nicht nur administrativ abgearbeitet, sondern sich auch weiterentwickeln soll.

Die geringe Entlohnung steht einem stetig steigenden Arbeitsaufwand entgegen. Die Arbeitsprozesse rund um eine Produktion sind professioneller, aufwändiger, bürokratischer geworden. Konnte man sich früher als Künstler noch mit einer selbst gezeichneten Skizze seines Projekts an potenzielle Geldgeber wenden, müssen Texte, Bilder, Videos und Pressematerialien heute professionell aufbereitet werden. Jeder Franken des Auftrittshonorars muss der AHV gemeldet werden, gemeinnützige Vereine werden zunehmend einer Steuerprüfung unterzogen, die Quellensteuer und das europäische Sozialversicherungsrecht rauben einem bei internationalen Gastspielen schnell den letzten Nerv. Dazu kommt vermehrt die Forderung an die Produktionsleitenden, Diffusionsarbeit zu machen, die Künstlerinnen überregional bekannt zu machen, internationale Kooperationen zu lancieren und möglichst viele Vorstellungen zu organisieren, um eine höhere Publikumsanzahl vorweisen zu können.

Viele Produktionsleitende beenden nach ein paar Jahren ihre Tätigkeit in der freien Szene und gehen an die Institutionen. Zu unsicher sind die finanziellen Einkünfte. Die ständige Erreichbarkeit und die hohe finanzielle und personelle Verantwortung lassen einen nach wenigen Jahren ermüden. Jahrelang erworbenes Wissen und Netzwerke zu Förderern und Veranstaltern gehen dann verloren.

Um diesem Zustand entgegenzuwirken, gründeten wir mit vier unabhängigen Produktionsleitenden im Januar 2017 mit dem produktionsDOCK ein freies Produktionsbüro für zeitgenössischen Tanz, Theater und Performance in Basel. Wir teilen uns Know-how, Website und Kontakte zu Theatern und Geldgebern und können so effizienter arbeiten.

Der Zusammenschluss zu einer Arbeitsgemeinschaft ermöglicht uns, unsere Arbeitsmethoden miteinander abzugleichen und Synergien zu schaffen. Unser grosses Anliegen ist die Nachwuchsförderung. Als einziges Produktionsbüro bieten wir eine Volontariatsstelle an. So können wir unser über Jahre erworbenes Wissen weitergeben und Nachhaltigkeit garantieren.

Mit dem Zusammenschluss von Schweizer Produktionsbüros zu einem nationalen Netzwerk möchten wir die Sichtbarkeit und die Relevanz von Produktionsleitenden und Produktionsstrukturen stärken. Projekte sind administrativ nicht mehr alleine von den Kunstschaffenden zu bewältigen. Damit eine Künstlerin langfristig produzieren und sich weiterentwickeln kann, ist eine kontinuierliche Arbeitsbeziehung zu einer Produktionsleitung unabdingbar geworden. Deshalb besteht ein starkes Bedürfnis nach einer nachhaltigen Förderstruktur, die über die reine Projektförderung an die Kulturschaffenden hinausgeht.

«Ich bin stolz darauf, mit APOPO zusammenzuarbeiten und mithilfe der Minenerkennungsratten Landminen zu räumen. Ich wünschte, alle wüssten, wie gut die Ratten trainiert sind und wie effektiv ihr Einsatz für die Minenräumung ist. Mit ihrer Hilfe können wir unsere Gemeinden vor der tödlichen Bedrohung durch Landminen retten.»

Austragildo Leonardo Gaeita Freitas, Operations Officer

Die Genfer Organisation APOPO trainiert Ratten, die Landminen in Angola aufspüren. So können die sicheren Landabschnitte wieder bewirtschaftet werden. Die Stanley Thomas Johnson Stiftung hat das Programm 2017 und 2018 unterstützt.

Von Not- und Entwicklungshilfe: Vorwärts zu den Anfängen

Die Unterstützung von Kriegsoptionen und Flüchtlingen war eine von vier Zweckbestimmungen der Stanley Thomas Johnson Stiftung, als sie vor 50 Jahren errichtet wurde. Jetzt gilt die Unterstützung «Opfern von Konflikt und Gewalt». – Ein Rückblick.

Die Stiftung hat mehrmals den Kurs überprüft und geändert, erstmals gleich zu Beginn. Statt Kriegsoptionen wurden oft Opfer von Naturkatastrophen unterstützt. Ab Mitte der 1980er-Jahre erhielt die Entwicklungshilfe grosses Gewicht mit Projekten in den Bereichen Wasser, Berufsbildung, kleine Unternehmen, Landwirtschaft, Gesundheit. In den 1990er-Jahren wurde die Geburtenkontrolle zum Hauptkriterium bestimmt. Seit 2010 erhalten Opfer von Konflikt und Gewalt den Vorzug.

In den Kurswechseln spiegelt sich der jeweilige Zeitgeist wider; sie ergaben sich aber auch durch Wechsel im Stiftungsrat. In den 1960er-Jahren herrschte Aufbruchsstimmung. Eine «Allianz für den Fortschritt» wollte die Entwicklungsländer zum Take-off führen. Dafür brauchte es langfristige Programme statt Nothilfe.

Auf den Aufbruch folgte die Ernüchterung, da der Take-off ausblieb oder sich auf wenige «Tigerstaaten» Asiens beschränkte. Afrika galt bald als verlorener Kontinent. Die «Bevölkerungsexplosion» fresse Fortschritte gleich wieder auf. Also müsse sie vordringlich gebremst werden. Die Stiftung bestimmte die Familienplanung anfangs der 1990er-Jahre zum Schwerpunkt. Ende des ersten 2000er-Jahrzehnts folgte der Wechsel zugunsten der Opfer von Konflikten und Gewalt, der die Rückkehr zu den Anfängen markiert.

Bedeutet das eine Abkehr von der Entwicklungshilfe? Wurde ihr Nutzen angezweifelt? Das ist nicht der Grund. Denn die Stiftung wandte sich von der Entwicklungszusammenarbeit ab, weil sie sich 2010 wieder ausdrücklich auf die Grundlagen der Stiftung von 1969 zurückbesann, also auf die Unterstützung der «Victims of conflict along the objectives of the international Red Cross».

Mit der neuen Ausrichtung wird auch das Profil geschärft. Die Stiftung macht klar, wofür und für wen sie sich engagiert. Organisationen, die sich um Unterstützung bewerben, wissen, was von ihnen erwartet wird.

1970er-Jahre: Nothilfe hat Vorrang

Erste Hilfe für die Opfer von Überschwemmungskatastrophen in Rumänien und in Pakistan, für bengalische Flüchtlinge und für die Erdbebenopfer in Peru: Nothilfe hatte Vorrang, als die Stanley Thomas Johnson Stiftung 1971 erstmals Gelder für soziale Projekte bewilligte. Auch in den folgenden Jahren nahm die Nothilfe einen wichtigen Platz ein. Gespendet wurde für Kriegsopfer in West- und Ostpakistan (heute Bangladesch), für die Erdbebenopfer in Guatemala, im italienischen Friaul, in Jugoslawien und Algerien, für Flüchtlinge aus Vietnam, für das von einer Überschwemmungskatastrophe und einer Hungersnot betroffene Bangladesch.

Nothilfe wird allseits gutgeheissen. Werden Menschen von Katastrophen betroffen, ist die Hilfsbereitschaft gross. Niemand bestreitet deren Notwendigkeit. Die humanitäre Hilfe solle ausgebaut werden, meinen sogar viele, die der Entwicklungshilfe skeptisch gegenüberstehen.

Waren das die Beweggründe für die vielen Nothilfe-Beiträge? Oder waren es auch praktische Gründe, da die Entscheidungsfindung dadurch erleichtert wurde?

Die Vergabepaxis wurde im Verlauf der Jahre differenzierter – thematisch und hinsichtlich der unterstützten Organisationen. Ab Mitte der 1980er-Jahre erhielten mit Caritas, Brot für Brüder (jetzt Brot für alle), Basler Mission, Helvetas oder Swisscontact viele bekannte Schweizer Hilfswerke Beiträge.

Entwicklungshilfe oder Nothilfe? Sie ergänzen sich. Zwischen den beiden lassen sich keine klaren Grenzen ziehen. Gute Nothilfe ist nicht nur kurzfristig ausgerichtet. Wenn sie die Millionen von syrischen Kriegsflüchtlingen unterstützt, die seit Jahren vergeblich auf eine Rückkehr in ihr Land hoffen, baut sie in den Flüchtlingslagern Schulen und betreibt Gesundheitszentren für mehr als nur ein paar Monate. In Kolumbien können die Millionen der im Landesinnern in die Flucht getriebenen Menschen erst nach rund 50 Jahren Krieg wieder hoffen, in ihre Dörfer zurückkehren zu können. Humanitäre Hilfe erweist sich oft als Entwicklungshilfe.

1980er-Jahre: Schon damals Wasser und Berufsbildung

Die Stiftung schätzte 1982 als förderungswürdig ein, was noch heute als besonders dringend gilt. Sie finanzierte wiederholt Wasserprojekte von Helvetas und förderte über die wirtschaftsnahe Swisscontact die Berufsbildung in Entwicklungsländern.

Die Wasser- und Berufsbildungsprobleme sind deshalb heute nicht kleiner. Im Gegenteil: In vielen Ländern drängen mehr Jugendliche auf die Arbeitsmärkte. Wasser ist für zwei Milliarden Menschen knapp. Wegen des Klimawandels, häufigen Dürren und steigender Landwirtschaftsproduktion droht es noch knapper zu werden.

Sind also die Entwicklungsprojekte für Wasser und Berufsbildung nur der viel zitierte Tropfen auf einen heissen Stein, oder sind sie ein Beleg dafür, dass Entwicklungshilfe mehr verspricht, als sie einhält? Gewiss sind das ketzerische Fragen. Fakt jedoch ist, dass bei all den Geldern, die in die Entwicklungszusammenarbeit fliessen, der Beitrag der Johnson Stiftung trotz der jährlich 1 Million Franken marginal ist.

Es gibt Entwicklungserfolge, doch sie sind nur relativ. Auch beim Wasser. Der Anteil der Menschen ohne sauberes Trinkwasser ist in den vergangenen 25 Jahren merklich gesunken. Doch längst nicht alle Menschen haben diesen Zugang. Damit ihn alle erhalten, wie es die «Agenda 2030» für nachhaltige Entwicklungsziele der UNO verspricht, braucht es noch viele Wasserprogramme.

Doch die Stiftung hat sich von Wasser- und Berufsbildungsprojekten losgesagt. Helvetas und Swisscontact bleiben aber dran wie auch die staatliche Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit DEZA. Die Schweiz ist in beiden Bereichen besonders legitimiert. Als Wasserschloss Europas hat sie grosse Erfahrungen im Umgang mit Wasser. In der Berufsbildung verfügt sie über Kenntnisse wie nur wenige andere Länder.

1990er-Jahre: Geburtenkontrolle als neuer Schwerpunkt

Der Zeitpunkt war kaum zufällig gewählt, als der Stiftungsrat 1992 die Geburtenkontrolle als neuen Schwerpunkt für die Entwicklungshilfe festgelegt hat. Es war kurz vor der UNO-Weltbevölkerungskonferenz 1994, die im Vorfeld die seit den späten 1960er-Jahren geführten Kontroversen über die «Bevölkerungsbombe» wiederbelebt hatte. Damals hatte der gleichnamige Bestseller des Schmetterlingsforschers Paul R. Ehrlich¹ grosses Aufsehen erregt. Er schürte Ängste über eine unzureichende Ernährungslage angesichts des hohen Bevölkerungswachstums.

Die Stiftung finanzierte nun also Familienplanungszentren in Pakistan, Uganda und Madagaskar. Als «integral part of all educational programs» waren wohl auch die Beiträge für «Girls in the Street» in Bolivien (1994), für «Street Children» in Dhaka (1996) und für «Educational Activities» in indischen Slums (1997) gedacht. Eine konsequente Umorientierung auf die Geburtenkontrolle fand aber nicht statt. Denn Bevölkerungspolitik ist komplexer als Information und Aufklärung über Verhütung

und Verhütungsmittel. Ihr stehen oft Moral und Sitten entgegen, weil Frauen sich dem Wunsch der Männer nach vielen Kindern unterordnen müssen.

Erfolge versprechen zuweilen Massnahmen, die scheinbar nichts mit Familienplanung zu tun haben. Beispielsweise Schuluniformen für Mädchen, wie es Abhijit V. Banerjee und Esther Duflo in *Poor Economics. Plädoyer für ein neues Verständnis von Armut*² beschrieben haben. Die Raten für Teenagerschwangerschaften sanken an den Schulen in Kenya, in denen die Schuluniformen kostenlos waren. «Von drei Mädchen, die dank der kostenlosen Schuluniformen weiter zur Schule gehen konnten, <verschoben> zwei ihre erste Schwangerschaft.» Der Erfolg war grösser als an Schulen, in denen nur Aufklärung betrieben wurde.

Auch die populären Telenovelas in Brasilien haben sich als wirksame Familienplanung erwiesen. In Gebieten, in denen sie dank Kabelfernsehtetzen gesehen werden, sind die Geburtenraten massiv gesunken, nicht aber dort, wo sie nicht zu sehen sind. Die Heldinnen der Novelas sind erfolgreiche Geschäftsfrauen mit nur einem Kind oder sogar kinderlos. Die brasilianische Ökonomin Eliana La Ferrara ist überzeugt: Weil die brasilianischen Frauen im Fernsehen weibliche Charaktere sehen, die ohne Kinder glücklich und erfolgreich sind, wünschen auch sie sich weniger Kinder.

2000er-Jahre: Es geht nicht nur um Geldspenden

Die Öffentlichkeit müsse besser und intensiver über die Probleme der Dritten Welt und die Gründe der Unterentwicklung informiert werden. Das hat Mitte der 1970er-Jahre der im Auftrag der Schweizer Hilfswerke verfasste Expertenbericht *Entwicklungsland Welt – Entwicklungsland Schweiz* gefordert. Es sei nicht getan mit Geldspenden für Entwicklungsprojekte in armen Ländern. Manche haben hinzugefügt, dass es nicht genüge, wenn wir aus dem Norden darüber informieren. Die Menschen aus den armen Ländern sollten uns ihre Geschichten erzählen, statt dass wir über sie reden und ihre Lage erklären.

Die Formen der Vermittlung sind vielfältig. Im Bereich Kultur gesprochene Beiträge stehen dafür. Es gibt die Vermittlung über das bewegte Bild und bewegende Geschichten. Zum Beispiel über den Verleih «Trigon-Film» und die Festivals «FIFF, Films from the South» und «Cinemafrica». Sie öffnen dem Publikum den Blick zu fremden Welten und deren Geschichten. «Afro-Pfingsten» stimmt über die Musik auf ferne Realitäten ein. Auch Filmproduktionen afrikanischer Länder und Theatertruppen aus Entwicklungsländern erhielten Unterstützung.

Die Wahl solcher kulturellen Beiträge wirkt bisher zufällig. Das könnte sich mit der Förderung kultureller Projekte zu Fragen der Migration und der Friedensförderung ändern.

2010er-Jahre: Rückbesinnung auf die Wurzeln

2010 hat sich die Stiftung für die Unterstützung der «Opfer von Konflikt und Gewalt» entschieden. Der Beschluss steht für das Zurück zu den Anfängen, als im Sinne der Ziele des IKRK vor allem Kriegsoffer und Flüchtlinge unterstützt werden sollten.

Spürbar wurde die Neuorientierung ab 2013. In Afghanistan, Pakistan und Myanmar, in Somalia, Somaliland, Mali und in der Zentralafrikanischen Republik wurden Opfer von Gewalt und kriegerischen Auseinandersetzungen unterstützt. 2014 folgten Beiträge für Flüchtlinge aus Syrien und dem Südsudan, später für Angola, Yemen und den Irak. Die bewilligten Beiträge spiegeln die weltweite Geografie der Kriegsplätze und die erschreckende Tatsache wider, dass in den letzten Jahren viele Gewaltkonflikte ausgebrochen sind, aber kaum ein Krieg beendet wurde.

Diese Hilfe lässt sich nicht nach dem herkömmlichen Raster der Nothilfe/humanitären Hilfe oder der Entwicklungshilfe zuordnen. Dafür dauern die Kriege zu lange. Das gilt noch mehr für deren Folgen, wie die unterstützten Entminungsprojekte zeigen.

In Afghanistan, Angola und anderen Ländern erstreckt sich die tödliche Gefahr der Minen über riesige Flächen. Die Beseitigung der tückischen Waffen zieht sich über Jahrzehnte hin. Sie ist für viele Menschen vordringlich, bevor sie ihre Felder wieder bebauen und für sich aufkommen können. Eine Abkehr von den Entwicklungsländern bedeutet die Unterstützung von Entminungsprojekten nicht. Denn die Kriege wüten im armen globalen Süden, aber nur sehr selten im reichen Norden.

¹ Ehrlich, Paul R. (1971). *Die Bevölkerungsbombe*. Hanser, München. (Englische Originalausgabe: 1968.)

² Banerjee, Abhijit V., & Duflo, Esther (2012). *Poor Economics. Plädoyer für ein neues Verständnis von Armut*. München: Albrecht Knaus Verlag.

«Ich hatte Angst, das Haus zu verlassen, sogar tagsüber. Meine Psychotherapeutin war sehr geduldig, half mir mit meinen Ängsten und war für mich da, wenn ich sie brauchte. Ich gehe jede Woche zu Baobab. Eines Tages werde ich eine Mauer zwischen meine Vergangenheit und meine Zukunft setzen. Baobab hilft mir dabei.»

Baobab Center for Young Survivors in Exile, London

Aussage eines Teilnehmers des psychosozialen Betreuungsprogramms. Die Organisation arbeitet mit jungen Asylbewerbern und Flüchtlingen zusammen, die in ihrer Kindheit Gewalt erlebt haben. Die Stanley Thomas Johnson Stiftung hat das Programm in den Jahren 2017 und 2019 unterstützt.

Leaving war behind

Im März 2015 unterstützte die Stanley Thomas Johnson Stiftung das Ausstellungsprojekt «Grosse Fluchten – kleines Asyl» in der Berner Reithalle. Im Rahmen der Ausstellung mit künstlerischen Beiträgen aus Syrien und der Schweiz zur Lage in Syrien und zur Asylpolitik wurde ein Fotoprojekt des Schweizer Fotografen Cédric von Niederhäusern präsentiert. Die Bilder aus seiner Serie wurden in einem kurdischen Dorf an der Grenze zum syrischen Kobani aufgenommen. Der Fotograf berichtet auf den Seiten 148 bis 149 von seinen Erfahrungen.

Der in Bern geborene Cédric von Niederhäusern lebt in New York und arbeitet als freischaffender Dokumentarfotograf.















Leaving war behind

Während in Kobanî der Krieg zwischen dem IS und kurdischen Milizen tobt, versammeln sich jeden Morgen Menschen auf dem Dach der Moschee in Mehser und richten ihre Ferngläser aus. Mit unsäglicher Geduld suchen sie nach den Gebäuden, auf denen die schwarzen Flaggen wehen. Die Grenze zwischen der Türkei und dem Krieg in Kobanî bietet ihnen Schutz, eine unsichtbare Barriere, durch die sie die Luftanschläge der alliierten Verbände beobachten. Ab und zu hört man ein Donnern über die Felder jagen, dann steigen graue Wolken irgendwo zwischen Häuserzeilen auf. Es folgen aufgeregte Stimmen, vereinzelt Klatschen. Verstummt es, blicken sie wieder gebannt auf ihre zerbombte Heimat.

Mehser ist ein kurdisches Dorf, direkt an der Grenze und nahe der Stadt Suruc gelegen. Es ist ein Treffpunkt für alte Menschen aus der ganzen Türkei, diskutierend ums Feuer versammelt, Jugendliche aus Kobanî, die nicht mehr zur Schule gehen können, und Familien, die nach ihrem Sohn oder der Tochter suchen, die sich eines Nacht davongestohlen haben, um sich dem Kampf gegen den IS anzuschliessen. Das Dorf befindet sich in einer seltsamen Lage, eingebettet zwischen der Gewalt in Kobanî und denen, die davor geflohen sind. Denn nur einige Kilometer weiter nördlich liegt die Grenzstadt Suruc. Tausende leben in Flüchtlingslagern nur zehn Kilometer vom Krieg entfernt. Vier der fünf Flüchtlingslager werden von Kurden geführt, ein sechstes wird von ihnen gebaut, eines ist der türkischen Krisenschutzbehörde AFAD unterstellt.

Die Helfer und Helferinnen im Kulturzentrum Amara, ihrer Basis, schreiben in die ganze Welt, klopfen an alle Türen, die sie finden können, und versuchen so, an Nahrungsmittel, Medikamente und andere Güter zu kommen. Ununterbrochen führen sie ihren eigenen Kampf gegen die Unterversorgung in der Stadt. Nicht alle Flüchtlinge befinden sich in den Lagern, viele leben ausserhalb der Zäune. Ställe, leere Räume und Wohnungen werden von Familien bewohnt, einige erbauen sich ihre eigenen Zelte aus Plastikplanen auf Baustellen und Brachen. Auf ihren Fahrten durch die Stadt registrieren die Helfer des Kulturzentrums Neuankömmlinge und versorgen sie mit dem Nötigsten. Decken, Windeln und Nahrungsmittel in Wochenrationen.

Einige der Hilfsgüter wurden mit Geldern aus der Schweiz finanziert, organisiert von Ismael Taisch, 1991 aus dem Irak geflohen und als Jugendlicher in die Schweiz gekommen. 24 Jahre später steht er auf der Ladefläche eines Lastwagens und sortiert Hilfsgüter, die er zur Versorgung der Flüchtlinge nach Suruc transportiert. Die Gelder hat er selbst aufgewendet oder von seinen Freunden

und Bekannten erhalten, gesammelt von ihm und Rukan Manaz, gebürtige Kurdin, ebenfalls aufgewachsen in der Schweiz und Mitinitiantin des Projekts «Gemeinsam für Kobanî», welches sich in seiner ersten Aktion für die Flüchtlinge in Suruc einsetzt. Ismael ist nicht nur der Güter wegen in Suruc. Er möchte sich ein Bild von der Lage machen, Flüchtlingslager besuchen, Kontakte knüpfen und erfahren, wo und wie sein Projekt Positives zur Situation beitragen kann. Unterstützt wird er vor Ort von der Menschenrechtsorganisation IHD.

Für ihn ist es der Beginn einer Achterbahnfahrt, denn obwohl die Aktion gelingt, ist es nur ein Tropfen auf den heissen Stein. Jede Woche stellt sich in Suruc erneut die Frage, wo die Hilfe herkommt. Wer bringt die nächsten Rationen? An welche Türen wurde noch nicht geklopft? Und viel zentraler für die Menschen vor Ort: Wann können sie nach Hause?

Die Tragödie des Krieges ist, dass kein Schlussstrich gezogen werden kann. Verstummt das Donnern, packen die Menschen auf der Moschee in Mehser zwar ihre Ferngläser ein, doch schreiten sie nun durch die zernarbte Landschaft, die sie aus der Ferne unter den Bomben zerbersten sahen. Ruinen ihrer Heimat, zerbröckelte Erinnerungen, kaum rekonstruierbar und doch unvergesslich.

Cédric von Niederhäusern

Nachtrag:

Am 20. Juli 2015 explodiert im Garten des Kulturzentrums Amara ein Sprengsatz und reisst 34 Menschen in den Tod. Die Opfer sind meist Jugendliche, die sich für eine Pressekonferenz für den Wiederaufbau Kobanîs versammelt haben. Der Anschlag erhält international viel Aufmerksamkeit dank seiner politischen Dimensionen, doch ist er vor allem ein erschütternder Schlag mitten in die Herzen aller, die sich für Kriegsgeschädigte einsetzen.

Mittlerweile sind die meisten Bewohner von Kobanî in ihre Stadt zurückgekehrt. Per Anweisung der türkischen Regierung wird jedoch im Januar 2016 zwecks Umnutzung des Geländes das letzte Flüchtlingslager in Suruc aufgelöst. Dies, obwohl dort immer noch rund 40 Familien leben und auf humanitäre Hilfe angewiesen sind.

«In Place of War glaubt, dass kulturelle Aktivitäten in Konfliktzonen das Leben von Menschen retten können und die Sozialstrukturen in gefährdeten Gemeinden verbessern. Wir haben das ‹Open Gate Studio› in Palästina gegründet und Jugendlichen damit geholfen, ihre musikalischen Fähigkeiten zu entwickeln. Zurzeit bauen wir in der von der Apartheid betroffenen südafrikanischen Gemeinde Lavender Hill einen neuen Kulturort auf.»

In Place of War, University of Manchester

Das Projekt «In Place of War» der University of Manchester baut kulturelle Infrastrukturen in Konfliktregionen auf. Die Stanley Thomas Johnson Stiftung hat von 2016 bis 2019 die Projekte «Open Gate Studio» in Nablus, West Bank, und «Rise Above in Lavender Hill» in Cape Flats, Südafrika, unterstützt.

Bildung im Umbruch

Mit dem Projekt «2. Chance auf eine 1. Ausbildung» bietet die Stanley Thomas Johnson Stiftung in Zusammenarbeit mit der Erziehungsdirektion sowie der Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern 50 Personen die Möglichkeit, eine Ausbildung nachzuholen. Dieses Angebot ist Teil des ganzen Bildungssystems. Der Autor war während 12 Jahren Erziehungsdirektor des Kantons Bern. Pointiert bringt er seine Erkenntnisse aus dieser Arbeit auf den Punkt. – 10 Thesen.

1. Das Schweizer Bildungssystem ist hervorragend – es verdient Respekt und Wertschätzung

Die Ergebnisse des Schweizer Bildungssystems sind hervorragend: Eine sehr hohe Abschlussquote auf der Sekundarstufe II (je nach Kanton zwischen 90 und 95 Prozent) und eine sehr tiefe (Jugend-)Arbeitslosigkeit zeigen dies (nicht als Stichprobe, sondern als Vollerhebung). Dies illustriert angesichts hoher Immigration auch die erstklassige Integrationsleistung unserer Bildungsinstitutionen. Vor allen Rufen nach Reformen gilt es, diese Qualität wahrzunehmen und zu erhalten.

2. Gute Schule steht und fällt mit guten, motivierten Lehrpersonen

Die Bildungspolitik hat die Tendenz, in erster Linie auf die Strukturen des Bildungswesens zu fokussieren. Gute Bildung steht und fällt aber mit den Menschen und nicht mit den Strukturen, vom Kindergarten bis zur Universität. Denn Bildung ist Beziehungsarbeit. Nur motivierte und gut ausgebildete Lehrkräfte können die

Qualität der Schweizer Bildung sicherstellen. In erster Linie ist somit den Arbeitsbedingungen und der Unterstützung der Lehrenden Aufmerksamkeit zu widmen und nicht strukturellen Reformen.

3. Freiräume und Vielfalt sichern die Chancengerechtigkeit am besten

Weil Bildung Beziehungsarbeit ist, ist jede Klassensituation anders. Denn Menschen sind unterschiedlich. Was am einen Ort mit diesen Schülerinnen und Schülern funktioniert, muss an einem anderen Ort mit anderen Schülern oder auch schon an einem anderen Tag mit denselben Schülerinnen nicht unbedingt funktionieren. Der Wunsch nach Chancengerechtigkeit wird oft mit Standardisierung und Uniformisierung (zum Beispiel Einheitsmatur) verwechselt. Ein fundamentaler Irrtum: Die gleiche Aufgabe ist je nach Kontext der Lernenden, der Lehrkräfte und der Schule völlig unterschiedlich schwierig. Den Schülerinnen und Schülern und ihren Zukunftschancen wird am besten gedient, wenn Schulen und Lehrkräfte Freiräume haben. Es ist das Ziel des «Pädagogischen Dialogs» in Bern, Freiräume bewusst zu machen und deren Nutzung zwecks Weiterentwicklung der Pädagogik zu fördern. Das setzt die Bereitschaft voraus, Vielfalt in den Schulen zu schätzen: «Mischwälder sind gesünder als Monokulturen.»

4. Unser Verhältnis zwischen Berufsbildung und akademischer Bildung ist perfekt

Rund 70 bis 80 Prozent der Jugendlichen besuchen in der Schweiz die Berufsbildung, 20 bis 30 Prozent folgen einer akademischen Bildung. Dieses Verhältnis hat sehr zum Erfolg unseres Landes beigetragen. Es besteht eine hervorragende Berufsbildung, die dank Passerellen und Berufsmatur alle Wege offen lässt und um die uns viele Länder beneiden. Gleichzeitig sind die Hochschulen unseres Landes von erstklassiger Qualität. An diesem Zusammenspiel sollte ohne Not nichts geändert werden. Und: Berufsbildung und akademische Bildung dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden: Beide Wege gemeinsam machen den Erfolg unseres Landes aus.

5. Die Durchlässigkeit des Bildungssystems ist zentraler Erfolgsfaktor

Berufsbildung und akademischer Bildungsweg sind gleichwertig, vorausgesetzt, die Durchlässigkeit der Bildungswege ist garantiert. Die Bildungssystematik mit ihren Passerellen, welche zu Beginn dieses Jahrtausends überall umgesetzt wurde, ist eine der grössten Leistungen der Bildungspolitik. Diese Durchlässigkeit ist zu erhalten; auf sorgfältige Art muss zugleich geprüft und sichergestellt werden, dass Menschen aus bildungsferneren Schichten die entsprechenden Möglichkeiten auch wirklich nutzen (können).

6. Wertschätzung und Vertrauen

Bildung heisst, den Auszubildenden Vertrauen in sich, ihre Fähigkeiten und ihre Zukunft mitzugeben. Das Selbstvertrauen, etwas lernen zu können. Dazu braucht es Vertrauen der Lehrkräfte in die Schülerinnen und Schüler. Es gilt auch hier: Was die Mitarbeitenden leben sollen, muss die Führung vorleben. Die Politik muss den Bildungsinstitutionen Vertrauen und Autonomie schenken, damit die Schulleitungen ihren Lehrkräften mit Vertrauen begegnen und so auch die Lehrkräfte Vertrauen und Selbstvertrauen der Schülerinnen und Schüler aufbauen können. Vertrauen beinhaltet immer auch Freiräume, Entscheidungen so oder anders zu fällen. Dieser Grundsatz widerspricht somit zu starker Vereinheitlichung.

7. Heterogenität als Ressource nutzen

Erziehung, gesellschaftliche Normen und demografische Zusammensetzung der Bevölkerung haben sich verändert. Den dadurch zunehmenden Unterschieden innerhalb der Klassen kann letztlich nur mit einer anderen Haltung gegenüber Heterogenität begegnet werden. Heterogenität ist eine Ressource für den Unterricht, wenn Schülerinnen und Schüler anderen etwas erklären, wenn ältere Schüler in jahrgangsgemischten Klassen jüngeren Schülern Regeln und «Klassengeist» weitergeben, wenn Lernende mit IT-Kenntnissen als ICT-Coaches eingesetzt werden. Das wird an immer mehr Schulen so gemacht und ist letztlich die einzig überzeugende Antwort auf die Heterogenität.

8. Fächerbreite von Volksschule bis Universität

Bildung ist umfassend. Neben kognitiven Fähigkeiten und Wissen gehören auch musische Fächer, Sport, Spiel und anderes in die Bildung auf allen Ebenen. Darin sind sich zum Glück alle einig, denn auch die Wirtschaft erwartet von den Menschen Kommunikationsfähigkeit, Innovationskraft und Flexibilität. Diese Eigenschaften fördert man nicht allein mit kognitiven Inhalten, sondern auch durch Schulprojekte, Theateraufführungen usw.

Die Fächerbreite ist auf allen Ebenen zu erhalten. Dies gilt nicht nur für die Volksschule, sondern für alle Bildungsebenen. Auch Kultur und Kunst sind für unsere Gesellschaft wichtige Erkenntnis- und Wissensformen.

Auf Hochschulstufe sind die Existenz eines breiten Angebotes und die freie Studienwahl entscheidend: Niemand weiss heute, welche Fächer und welches Wissen die Probleme der Zukunft lösen werden. Mit Einschränkungen der Fächerwahl oder planwirtschaftlicher Steuerung des Angebots riskiert man, auf das «falsche Pferd» zu setzen.

9. Digitalisierung: Was zählt, ist das Wissen, Neues erlernen zu können

Ein grosser Teil der heutigen Jugendlichen wird in 30 Jahren in einem Beruf arbeiten, den es heute noch nicht gibt. Die Antwort auf die Digitalisierung ist deshalb nicht in erster Linie das Erlernen der Bedienung aktueller Geräte und Programme. Diese werden bald veraltet sein. Vielmehr geht es – wie im Lehrplan 21 und neu auch am Gymnasium vorgesehen – um grundsätzliche Kenntnisse, wie Computer, künstliche Intelligenz und Medien funktionieren (computational thinking). Darüber hinaus ist das Wichtigste, dass die Schülerinnen und Schüler Lernen als positiven Prozess erleben, Selbstvertrauen und Vertrauen in die Zukunft gewinnen und in der Schule erlebt haben, dass sie sich neue Dinge aneignen können. Dies ist letztlich die ureigenste Aufgabe der Schule und kann an fast jedem Gegenstand erlebt werden.

10. Alle bilden: Die Migranten sind eine Chance

Wer hier lebt, braucht eine Ausbildung, unabhängig vom Aufenthaltsstatus. Die Ausbildung ist bei einer Rückkehr ins Heimatland wichtig, um dort zur persönlichen und gesellschaftlichen Entwicklung beizutragen; hier in der Schweiz ist sie zentrale

Voraussetzung, um unser Land zu stärken und eine nicht integrierte Parallelgesellschaft zu verhindern. Bei kürzlich Zugezogenen ist dazu auf allen Altersstufen eine mehrstufige Strategie nötig: als Erstes meist intensive Sprachkurse, um Bildung überhaupt zu ermöglichen; integrierende Strukturen auf den verschiedenen Bildungsebenen und schliesslich Brückenangebote, um die Integration in die Berufsbildung zu ermöglichen. Bern ist hier in den letzten Jahren klare Schritte gegangen, auf Ebene Volksschule ebenso wie bei den berufsvorbereitenden Schuljahren für Migranten. Integrierende Strukturen müssen deshalb eine Selbstverständlichkeit sein.

Die Schweiz hat in ihrer Geschichte immer von der Migration profitiert: Engagement, Kultur und Arbeitskraft der Einwanderer sind auch heute für uns in erster Linie eine Chance.

«Unsere Gesellschaft ist auf junge Menschen angewiesen, die sich der Pflege und Betreuung alter oder kranker Menschen widmen. Mit unserem Kunst- und Bildungsprojekt thematisieren wir die existenziellen Erfahrungen und Emotionen, mit denen die angehenden Pflegefachkräfte täglich konfrontiert sind. Aus der Summe ihrer Erfahrungen sind bewegende künstlerische Werke entstanden, die mit ihrer Ehrlichkeit ein breites Publikum begeistert haben.»

František Klossner, Künstler und Teilnehmer
am Projekt «Kultur und Pflegeberufe»

Das interdisziplinäre Bildungsprojekt im Rahmen des Wettbewerbs für Kulturprojekte mit Schulen von tête-à-tête wurde 2018 von František Klossner und Urs Schürch in Kooperation mit dem Bildungszentrum Interlaken und dem Kunsthaus Interlaken durchgeführt. Die Stanley Thomas Johnson Stiftung ist seit 2015 Förderpartner dieses Wettbewerbs der Erziehungsdirektion des Kantons Bern. → siehe auch Fotostrecke, S.172ff.

«Es gibt keine bessere soziale Integration, als einen Job zu haben.»

Um es erwachsenen Menschen zu ermöglichen, eine erste Ausbildung nachzuholen, haben die Erziehungsdirektion und die Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern gemeinsam mit der Stanley Thomas Johnson Stiftung ein Projekt lanciert, dessen zweite Staffel im September 2018 ange-
laufen ist. Im Gespräch mit Guido Münzel diskutieren Gesundheits- und Fürsorgedirektor Pierre Alain Schnegg und Stiftungsrat Walter Rumpf den Stellenwert, die Erfolgsfaktoren und die Zukunftsperspektiven des Projekts.

In der Stiftungslandschaft beschäftigt man sich sehr mit der Zusammenarbeit zwischen Stiftungen und der öffentlichen Hand. Das Projekt «2. Chance auf eine 1. Ausbildung» ist eine solche Public-private-Partnership (PPP). Welche Kriterien müssen erfüllt sein, damit der Kanton auf ein solches Projekt einsteigt?

Pierre Alain Schnegg: Der erste Punkt ist sicherlich, dass die Ziele in unsere Gesamtstrategie passen. Es gibt 1 000 gute Ideen, aber wenn sie nicht in die Strategie passen, haben sie keine Chance auf Erfolg. Ein weiteres Kriterium betrifft die Qualität eines Projekts. Deshalb beurteilen wir seine Chancen und Risiken. Ich bevorzuge Konzepte, die eine Zusammenarbeit vorsehen – vor allem auch mit der Privatwirtschaft. Denn ich glaube, dass es ohne die Privatwirtschaft keine Steuereinnahmen, keine wirklich innovativen Projekte und auch keine weitere Entwicklung gibt. Entscheidend sind zudem die Personen, die hinter

einem Projekt stehen. Es braucht immer auch eine gewisse «Chemie», die unter den Beteiligten stimmen muss. Überdies ist auch das Timing für ein Vorhaben wichtig, denn wir können nicht gleichzeitig 20 Projekte starten.

Warum ist die Johnson Stiftung mit diesem Thema auf die Gesundheits- und Fürsorgedirektion (GEF) des Kantons Bern zugegangen?

Walter Rumpf: Es ist ganz klar, dass das Projekt auch dem Zweck der Stiftung entsprechen und Aussicht auf Erfolg haben muss. Die Stiftung will mit ihren Vergabungen eine Wirkung erzielen. Je mehr Wirkung beim Destinatär der Stiftung ankommt, desto besser. Entscheidend ist auch, dass ein gesellschaftlicher Bedarf dafür besteht. Wir haben die Berufsbildungslandschaft im Kanton Bern eingehend analysiert und festgestellt, dass gerade im Bereich der Nachholbildung ein ausgesprochenen Bedarf besteht.

Welches sind denn die Vorteile einer Public-private-Partnership?

Schnegg: Wir leben in einer Welt, die immer komplizierter wird, die sich immer schneller bewegt und die immer mehr Flexibilität erfordert. In einer Public-private-Partnership kann auf unterschiedliche Kenntnisse, Kompetenzen, Erfahrungen und Ressourcen zugegriffen werden. Diese Zusammenarbeit erhöht die Erfolgsaussichten. Ein privates Unternehmen kann schneller handeln. Aber auch die Verwaltung kann ihre Vorteile einbringen, so etwa ihre fundierten Kenntnisse der Gesetzgebung oder die Nähe zu anderen Direktionen. Beim Projekt «2. Chance» sind die Gesundheits- und Fürsorgedirektion sowie die Erziehungsdirektion involviert. Insbesondere wenn wir an die Bildung denken, ist diese Kooperation bedeutsam.

Rumpf: Partnerschaften bieten uns generell die Möglichkeit, Aufgaben zu teilen, Synergien zu nutzen und interdisziplinär zusammenzuarbeiten. Bildung ist primär Sache des Staates.

Die Stiftung kann hier nur komplementär, subsidiär und ergänzend tätig werden, sie macht sich aber bei der operativen Umsetzung eines solchen Projektes nützlich. Für die Stiftung bringt die Zusammenarbeit einen enormen Vorteil. Bis anhin haben wir Bildungsprojekte von Einzelpersonen unterstützt. Jetzt haben wir die Möglichkeit, im Rahmen eines Programms in breitem Rahmen Know-how zu akkumulieren und Synergien zu nutzen. Letztlich können wir dadurch die Wirkung unserer Tätigkeit steigern, zum Beispiel, indem weniger Menschen ihre Ausbildungen abbrechen.

Wo liegen die Schwierigkeiten bei der Zusammenarbeit zwischen Staat und Privaten?

Schnegg: Das Problem liegt oft auf der Ebene der Kommunikation und der persönlichen Beziehungen. Hier wird es manchmal kompliziert. Man benutzt vielleicht die gleichen Begriffe wie etwa «teuer», «effizient» oder «Qualität», aber jeder versteht darunter etwas anderes. Eine Schwierigkeit besteht auch darin, dass Verwaltung und Stiftungssektor völlig verschiedene Ausgangspositionen haben. In der Wirtschaft kann man alles machen, zu dem das Gesetz nicht Nein sagt. In der Verwaltung dürfen wir nur machen, was das Gesetz erlaubt. Private Stiftungen können viel risikofreudiger handeln als die Verwaltung. Die Verwaltung möchte zuerst einmal keine Fehler machen. Und um ja keine Fehler zu machen, machen wir manchmal überhaupt nichts. Gerade deshalb sind solche Projekte interessant: Wir können dabei unsere Erfahrungen austauschen.

Rumpf: Sie haben das wunderschön auf den Punkt gebracht. Kritische Punkte müssen immer wieder diskutiert werden. Ganz entscheidend ist, dass die Verantwortlichkeiten und die Projektorganisation klar geregelt sind. Es braucht ein System von «Checks und Balances». Und es braucht eine Kontrolle. Die Verwaltung muss die Sicherheit haben, dass die Mittel zweckkonform verwendet werden.

In Zeiten des zunehmenden Spardrucks auf die öffentliche Hand steigen die Erwartungen an private Akteure wie Stiftungen, in Bereichen wie Bildung, Kultur oder Soziales Finanzierungsaufgaben zu übernehmen. Zum Beispiel erhält die Johnson Stiftung immer wieder Gesuche von Sozialdiensten, Ausbildungskosten für deren Klientinnen und Klienten zu übernehmen. Alle Player berufen sich darauf, dass sie ihre Leistungen subsidiär erbringen. Wer hat hier welche Rolle zu übernehmen?

Schnegg: Es ist klar, dass der Staat begrenzte Mittel hat. Vielleicht haben wir manchmal nicht den Mut, uns auf die absolut wichtigsten Kernaufgaben zu konzentrieren. Wir sind wohl bisweilen zu breit unterwegs, und so schenken wir den dringendsten Aufgaben nicht genügend Aufmerksamkeit. Ich vertrete den Standpunkt, dass in einer Gesellschaft nicht alles vom Staat kommen kann. Man kann nicht alles an Private delegieren, und man kann nicht alles vom Staat erwarten. Es gibt eine gewisse Verteilung der Pflichten, wer was zu tragen hat. Die Subsidiarität ist ein Grundprinzip in der Sozialhilfe. Die Sozialdienste müssen zuerst prüfen, ob es nicht eine andere Finanzierungsquelle gibt. Gibt es eine andere Versicherung, die das bezahlen kann? Gibt es eine andere Person im Privat-umfeld, die das übernehmen kann? Ich finde das richtig und korrekt, weil es von den Leuten auch ein bisschen Kreativität verlangt. Es kommt nicht alles von oben, vom Staat, und wird einfach zur Verfügung gestellt. Die Leute müssen zuerst mit eigenen Kräften und aus eigener Initiative versuchen, Lösungen zu finden. Wenn das nicht gelingt, muss der Staat seinen Auftrag wahrnehmen. Es gibt Bereiche, in welchen es absolut klar ist, dass der Staat seinen Auftrag erfüllen muss. Ich denke zum Beispiel an die Basisausbildung in den Schulen.

Rumpf: Meinem Staatsverständnis entspricht es, dass eine Stiftung grundsätzlich komplementär, also ergänzend zur zuständigen staatlichen Stelle, tätig werden soll. Auch bei einem Projekt wie «2. Chance auf eine 1. Ausbildung» macht der

Staat letztlich die Vorgaben. Die Stiftung richtet sich danach, was dem übergeordneten Gemeinwohl dient. Sie leistet finanzielle Unterstützung oder übernimmt die operative Leitung des Projekts, weil sie dies wirkungsvoller tun kann als die Verwaltung.

Welchen Stellenwert hat das Projekt «2. Chance auf eine 1. Ausbildung» im Rahmen der bildungspolitischen und integrativen Massnahmen der Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern?

Schnegg: Das Projekt ist für mich sehr wichtig und geht genau in die Richtung, wo ich eine Zukunft sehe. Wenn wir den Menschen helfen wollen, die Probleme haben und sich in einem Tief befinden, ist es das Beste, ihnen eine gute Ausbildung zu vermitteln. Ein Berufsabschluss löst sicherlich nicht alle Probleme, aber er schafft die beste Basis, um Leute dazu zu befähigen, ihre Probleme selber lösen zu können. Mit dem Pilot- und Nachfolgeprojekt haben wir erste Schritte gemacht. Es freut mich, dass wir jetzt 50 Personen eine Ausbildung ermöglichen. Aber ich würde gerne noch weiter expandieren. Denn der Bedarf ist da.

Welches sind aus Ihrer Sicht die Erfolgsfaktoren dieses Projekts?

Schnegg: Ich sehe sie primär darin, dass wir den Leuten eine echte Basis vermitteln können: Am Ende haben sie ein Diplom – sie haben ein Eidgenössisches Fähigkeitszeugnis (EFZ) oder ein Berufsattest (EBA) –, auf das sie aufbauen können. Mit diesem Schlüssel öffnen sich ihnen die Türen des Arbeitsmarkts. Ein Ausbildungsprojekt, das nicht in diese Qualifikationen münden würde, wäre bestimmt auch nicht schlecht, aber es würde den Teilnehmenden nicht die gleichen Erfolgsfaktoren bieten. Sehr wichtig ist meiner Meinung nach auch der Prozess, den eine Person durchläuft, die sich für das Projekt anmeldet. Es ist ja nicht so, dass ich mich einfach heute Morgen dafür entscheide, beim Projekt mitzumachen, und dann gleich

anfänge. Der Anmeldeprozess gewährleistet, dass wir wirklich die richtigen Leute, zum richtigen Zeitpunkt, in die richtige Richtung unterstützen können.

Rumpf: Aus der Sicht der Stiftung hätte ich vielleicht angefügt, dass ein ganz wichtiger Erfolgsfaktor auf der strategischen Ebene darin besteht, dass die Zusammenarbeit mit der öffentlichen Hand die verfügbaren Ressourcen entscheidend erhöht.

Was macht die Stiftung für Erfahrungen, die jetzt mit der GEF zu teilen wären?

Rumpf: Grundsätzlich gehe ich einen Schritt zurück. Wir haben ja bereits eine erste Staffel quasi initiiert, die derzeit am Laufen ist, und zwar gemeinsam mit der Erziehungsdirektion. Die GEF war da noch nicht dabei. Wir haben dort ein ziemlich grosses Know-how bezüglich Konzeption, Planung und Durchführung des Projektes erworben. Diese erste Staffel haben wir evaluieren lassen, sie ist aber, wie gesagt, noch nicht abgeschlossen. Für diese zweite Staffel – jetzt mit der Gesundheits- und Fürsorgedirektion an Bord – haben wir jedoch entscheidende Inputs mitgenommen und haben beim Fine-tuning hoffentlich die richtigen Rädchen justiert, damit es noch besser werden kann.

Wir machen gerade jetzt in dieser zweiten Staffel die Erfahrung, dass sich in Einzelfällen immer wieder viele Schnittstellen zeigen, wenn es ganz konkret um die Anwendung der finanziellen Bemessung der Unterstützung gemäss den SKOS-Richtlinien geht. Wir stellen fest, dass wir da recht tief einsteigen müssen und sich in jedem Einzelfall neue Problemstellungen gezeigt haben. Und gerade da ist diese interdisziplinäre Zusammenarbeit äusserst wichtig. Die operative Durchführung und die Umsetzung des Projekts sind übrigens enorm personalintensiv. Das Ziel und die Wirkung, die wir bis jetzt beobachten konnten, rechtfertigen jedoch diesen Einsatz. Aber vielleicht nehme ich hier etwas vorweg. Sollte es eine dritte Staffel geben, müsste sich die Stiftung

hinsichtlich der personellen Ressourcen sicherlich überlegen, wie der Personaleinsatz optimiert werden könnte und ob allenfalls zusätzliche externe Kräfte beigezogen werden müssten.

Wie sehen Sie die Zukunftsperspektive dieses Projektes?

Schnegg: Wie bereits erwähnt, ist dieses Projekt für mich eine Art Leuchtturm, denn es geht dabei nicht darum, einer Person einfach kurzfristig zu helfen, sondern ihr wirklich eine langfristige Perspektive zu bieten. Deshalb würde ich dieses Projekt ausserordentlich gerne weiter ziehen. In welcher Form, in welcher Organisation, mit welchen Ressourcen oder in welchen Regionen dies geschehen soll, kann man diskutieren. Solche Projekte sind für mich aber absolut nötig, wenn wir eine starke Antwort auf die Herausforderungen geben wollen, denen wir in der Arbeitsintegration derzeit begegnen.

Wie sieht dies aus der Sicht der Stiftung aus?

Rumpf: Wir haben dies auch bei der Lancierung dieser zweiten Staffel von beiden Seiten her so formuliert: Im Zentrum stehen letztlich die Menschen, denen diese Möglichkeit geboten wird. Und wir möchten alles dafür tun, dass diese Unterstützung denjenigen Menschen, die sie benötigen, auch in Zukunft zur Verfügung steht, zumal wir mit der Fortführung des Projekts auch der Gesellschaft einen Dienst erweisen können. Wie die Organisation künftig aussehen wird, sei vorerst dahingestellt. Aus Sicht der Stiftung ist es sicherlich wichtig, dass das gewonnene Know-how erhalten bleibt und dass dieser Prozess weitergeführt werden kann, um eine nachhaltige Wirkung zu erzeugen. Ich sage es noch einmal: Solange der Bedarf besteht.

In welchem Kontext steht dieses Projekt im Zusammenhang mit den bildungspolitischen Massnahmen, zum Beispiel für Menschen, die Sozialhilfe empfangen?

Schnegg: Unsere Strategie sieht vor, im Bereich der Arbeitsintegration verschiedene Projekte zu unterstützen, die sich an

verschiedene Zielgruppen wenden. Die erste Zielgruppe waren die Jungen. Uns ist es wichtig, diese Menschen wirklich nachhaltig in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Besonders ein solches Bildungsprojekt ist ganz direkt auf unser Ziel ausgerichtet. Wir haben aber auch Projekte für Menschen, die über 50 sind, oder für Arbeitnehmende, die zwar eine Stelle haben, die jedoch in einer schwierigen Phase unsere Unterstützung benötigen. Das sind derzeit unsere drei Hauptzielgruppen. Grundsätzlich geht es darum, die Teilnehmenden – zumindest teilweise – in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Wir sind uns bewusst, dass dies nicht für alle Menschen zu 100 Prozent möglich ist, aber wenigstens teilweise muss es uns gelingen, denn es gibt keine bessere soziale Integration, als einen Job zu haben.

Möchten Sie noch etwas anfügen, was noch nicht erwähnt wurde?

Schnegg: Ich möchte mich an dieser Stelle bei der Johnson Stiftung für ihr Engagement in einem Bereich bedanken, der vielleicht nicht unbedingt spektakulär oder medienwirksam ist, der jedoch eine enorme Wirkung entfalten kann. Vor allem, wenn man den Erfolg jeder einzelnen Person entsprechend gewichtet. Ganz herzlichen Dank für das tolle Engagement Ihrer Stiftung!

Rumpf: Darf ich diesen Dank aus Sicht der Stiftung erwidern? Es freut uns ausserordentlich, dass die Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern die Johnson Stiftung als Partnerin quasi akkreditiert hat und dass sie in diesem Projekt mit uns am gleichen Strick in die gleiche Richtung zieht.

«Mein oberstes Ziel ist, meine Lehre zum Zeichner Fachrichtung Architektur erfolgreich abzuschliessen, und diesem Ziel wird immer noch alles andere untergeordnet. Ich glaube, wir sind auf einem guten Weg, uns hier eine Zukunft aufzubauen.»

Zinar Yousef, Projektteilnehmer «2. Chance auf eine 1. Ausbildung», Bern
Der Syrer flüchtete 2014 mit seiner Familie in die Schweiz.

Wettbewerb für Kulturprojekte mit Schulen 2018

Die Stanley Thomas Johnson Stiftung ist seit 2015 Förderpartner dieses Wettbewerbs der Erziehungsdirektion des Kantons Bern.

Die Fotoserie des Berner Fotografen Marco Frauchiger ist im Rahmen des Schulprojekts «Ich und das Andere: Ein Projekt über Identität, Normen und Toleranz» von Marco Frauchiger, Selina Lauener und Benjamin Pogonatos an der Berner Berufs-, Fach- und Fortbildungsschule von Januar bis Juni 2018 entstanden. In diesem Projekt setzten sich die Schülerinnen und Schüler des BPI Bern (ein berufsvorbereitendes Schuljahr für junge Menschen mit Migrationshintergrund) mit «dem Anderen» auseinander, also mit den Grenzen der Vorstellungen von Normalität. Diese Fragestellung wurde in Klassenworkshops mit künstlerischen Mitteln wie Fotoinszenierungen, Interventionen, Audiocollagen etc. untersucht. Am Ende des Projekts entstand eine öffentliche Ausstellung mit Resultaten aus den Workshops. Dazu gehörte die Porträtserie, die Marco Frauchiger zusammen mit den TeilnehmerInnen inszenierte.

Marco Frauchiger arbeitet als freischaffender Fotograf in Bern.











Informational sign with red background and white text, partially legible. The text includes "auf der Strecke" and "Freiburg".

Blue sign with white text, showing the number "3".



Zwischen Renditestreben und sozialem Engagement

Josef Schnyder prägte die Stanley Thomas Johnson Stiftung als Geschäftsführer von 1992 bis 2010. Fast 18 Jahre lang liefen alle Fäden bei ihm zusammen. Es sei eine spannende Zeit gewesen, erinnert er sich, «aber ich spürte auch, dass die Last recht gross wurde.» – Eine Begegnung.

Abgelehnt! Der erste Kontakt von Josef Schnyder mit der Stanley T. Johnson Stiftung in Bern gipfelte in einer Absage. Es war Ende der 1980er-Jahre, Betriebswirt Schnyder leitete das Schulungs- und Ausbildungszentrum für Behinderte in Burgdorf, als er die Johnson Stiftung um Geld ersuchte. Schnyder telefonierte mit Albrecht Schwarz, dem Sekretär der Johnson Stiftung, und dieser erklärte ihm, dass er Schnyders Projekt nicht finanzieren könne.

«Ich fand diese Stiftung sofort spannend», erinnert sich Schnyder, «und dachte, das könnte etwas für mich sein. Im Prinzip wäre es ähnlich wie eine KMU zu führen.» Als sich die Stiftung durchgerungen hatte, einen Geschäftsführer zu suchen, bewarb sich Schnyder, der die Höhere Kaufmännische Gesamtschule mit Schwerpunkt Unternehmensfinanzierung absolviert hatte. Mit Erfolg. «Ich war ein Allrounder, zudem hatte ich in England gearbeitet und ein halbes Jahr in den USA studiert. Ich war in der englischen Sprache zu Hause», sagt Schnyder, das habe im Stiftungsrat, dem damals statutengemäss zwei Engländer angehörten, wohl auch für ihn gesprochen.

1992 stieg Sepp Schnyder, wie ihn alle nennen, bei der Johnson Stiftung ein. «Es war Neuland für mich. Ich wusste, ich musste mich bewähren», sagt er. Es folgten «18 sehr spannende Jahre, in denen ich viel Knochenarbeit leistete. Ich habe sehr gerne gearbeitet».

Nichts ging ohne Sepp

Josef Schnyder sitzt an einem frühlinghaft sonnigen Wintertag in seinem Haus in Lyssach bei Burgdorf, wo er seit 35 Jahren lebt, am Küchentisch. Viele Lachfalten,

aber auch die Schwerkraft des Lebens zeichnen sein Gesicht. Gut gelaunt blendet der 73-Jährige zurück, und wenn er erzählt, wirkt fast alles, was passierte, wie eine logische, ja, natürliche Fügung – auch wenn es mitunter schmerzhaftere Wendungen gab.

In seiner Ära war Schnyder die unbestrittene Schaltzentrale der Johnson Stiftung, alle Fäden liefen bei ihm zusammen. Nichts ging ohne Sepp.

«Mein wichtigstes Anliegen war, die Zentrale schlank zu halten, damit wir möglichst viel Geld vergeben konnten», umschreibt Schnyder sein Credo. Logisch, dass sich bei ihm viel Macht konzentrierte, «obschon ich das Wort nicht gerne brauche». Gleichzeitig war Schnyder wegen des hohen Masses an Verantwortung exponiert, was ihn an seine Leistungsgrenzen brachte. Er biss sich durch, auch, weil «der Stiftungsrat diesen Kurs schätzte». Regelmässig habe er, so der zweifache Familienvater, einen Rucksack mit Geschäftsunterlagen in die Familienferien mitgenommen, und Schnyder verschweigt nicht, dass seine Aufgabe wegen der wachsenden Komplexität gegen Ende seiner Amtszeit «schwer zu bewältigen war». 1 000 Gesuche jährlich gingen über seinen Schreibtisch, zwischen 10 und 12 Prozent davon wurden genehmigt, wie er sagt. Ihm sei stets klar gewesen, dass die Stiftungs-führung umgebaut werden müsse, doch am Schluss zwangen ihn persönliche Schicksalsschläge, früher loszulassen, als er geplant hatte.

Vater der Ikea

Als er ab 1992 vom «äusserst umsichtigen» Stiftungsratspräsidenten Felix Stump als Leiter der Johnson Stiftung eingeführt wurde, übte sich Schnyder nebenberuflich bereits in Entscheidungsfreude. Er sass im Gemeinderat von Lyssach, für die SVP, die er aber bald verliess. 1993 wurde der nun parteilose Schnyder Gemeinderatspräsident, und er war es, der mit den Entsandten des schwedischen Möbelriesen Ikea über dessen Ansiedlung bei der Autobahnausfahrt Kirchberg verhandelte – meist über Mittag, bei einem Sandwich. «Ich bin eine Art Vater der Ikea Lyssach geworden», sagt Schnyder, der in seiner bis 1996 dauernden Amtszeit den Grundstein für den Wandel des Bauerndorfs zur Shoppingmeile ansties, als die Lyssach heute bekannt ist. «Klar», sagt er, «hatten damals nicht alle Freude daran.» Den Widerspruch hielt er aus.

Bei der Johnson Stiftung hiess die erste Baustelle: Digitalisierung. «Als ich ankam, war noch alles auf Papier.» Die entscheidungsrelevanten Daten lagerten in einer Rüegg-Nägeli-Kartei, der neue Chef schrieb sogar selber ein Anwenderprogramm für Datenbanken. Das habe ihm geholfen, sich rasch eine Übersicht über sein neues Arbeitsfeld zu verschaffen, was ohne seine damalige Sekretärin Susanne Keller «unmöglich gewesen wäre».

Über seine Rolle an der Stiftungsspitze äussert sich Schnyder am Küchentisch in Lyssach volkstümlich: «Die Stiftung konnte nur so viel Geld vergeben, wie sie vorher verdient hatte.» Was er damit meint: Schnyder war einerseits verantwortlich für die Anlage des Stiftungsvermögens, hälftig in Immobilien, aber auch in Aktien und Obligationen. Die Logik: Je besser die Rendite, desto mehr Mittel für Vergabungen.

Derselbe Schnyder amtierte andererseits als Spiritus rector vieler Projektunterstützungen. Bei der Zeitungslektüre und in Gesprächen habe er rastlos nach neuen Einsatzmöglichkeiten gefahndet: «Meine Bürotür stand immer offen», sagt er, «ich schätzte es, wenn die Leute persönlich vorbeikamen und mir ihr Anliegen unterbreiteten.» Nie jedoch, beteuert Schnyder, habe er eigenmächtig über Vergabungen entschieden. «Corporate Governance war noch ein Fremdwort, das stimmt», sagt er. Aber die Revisionsstelle habe ihn streng kontrolliert – nicht nur die Buchhaltung, auch die Geschäftsführung, und die Einhaltung der Vergabekriterien sei stets «kritisch hinterfragt worden». Darüber habe zudem die Stiftungsaufsicht des EDA gewacht.

Der englische Spirit

Zu Schnyders Zeit wurden Projekte in den Bereichen Bildende Kunst, Musik, Tanz, Theater, Medizin, Soziales und Entwicklungszusammenarbeit unterstützt. Als innerer Kompass diente ihm eine Art Kompensationsdenken zwischen Renditestreben und sozialem Engagement. Etwa so: Mit Philipp-Morris-Aktien, die man laut Schnyder billig kaufen konnte, wenn der Tabakkonzern gerade eine Klage am Hals hatte, verdiente die Stiftung viel Geld, was eigentlich verpönt war. Aber, so Schnyder, «wir führten das Geld zurück, indem wir Suchttherapie-Projekte vor allem im Bereich Alkohol unterstützten». Eine ähnliche Logik kam zum Tragen, als Gewinne kritisiert wurden, die die Stiftung mit Aktien im Erdölbusiness machte: «Ich habe das stets verteidigt mit dem Argument, dass wir in Entwicklungshilfe investieren und ein Teil des Geldes dorthin zurückfliesst, wo wir es verdient haben.»

Dass sich die Stiftung in seiner Zeit in gesellschaftlich noch nicht oder wenig akzeptierte soziale Bereiche vorwagte, hatte laut Schnyder auch mit dem englischen Spirit zu tun, der ihm sehr gefiel. «Let's have a look at it», hätten die englischen Stiftungsratsmitglieder bei heiklen Gesuchen gerne gesagt und damit kontroverse Diskussionen im Führungsgremium hervorgerufen. Er selber jedenfalls, erinnert sich Schnyder, habe sich jegliche Berührungsängste abgewöhnt.

In diesem Geist leistete die Johnson Stiftung Anschubfinanzierungen etwa für die Prostituierten-Beratungsstelle Xenia, für Frauenhäuser, für den Schwulen-Treffpunkt Anderland in Bern, für das Männerbüro oder das Lighthouse für Aidskranke

in Zürich. Die englische Gelassenheit habe, so Schnyder, auch Vergabungen an umstrittene Kunstausstellungen erleichtert, an diejenige des Bildhauers und Stahlkünstlers Richard Serra etwa. Jahre, bevor das Thema Foodwaste in die Schlagzeilen kam, engagierte sich die Johnson Stiftung bei der Lancierung der Schweizer Tafel, mit der heute täglich 16 Tonnen überschüssige Nahrungsmittel an Armutsbetroffene umverteilt werden. «Ich erinnere mich gut», sagt Schnyder, «als die Initiantin in meinem Büro sass. Ich ermunterte sie, das Projekt zu lancieren, weil ich spürte, dass sie etwas Wichtiges aufgriff.» Daraufhin entstand auch das heute bekannte «Tischlein deck dich» mit sozial geprägten Abgabestellen.

Die Aufhebung des Kodizills

Strikte Grenzen zog Schnyder auf weltpolitischem Parkett: «Extreme Positionen lehnten wir konsequent ab. Was ideologisch war, haben wir nicht unterstützt.» Man überprüfte bei der Unterstützung für ein Kinderheim in Südafrika etwa, dass keine militanten schwarzen Bürgerrechtsaktivisten mitfinanziert würden. Ein anderes Thema ist für Schnyder das von June Johnson verfügte Kodizill, das Stiftungsvergabungen in die kommunistischen Staaten Russland und China sowie Deutschland (wegen seiner nationalsozialistischen Vergangenheit) untersagte. Dass das Kodizill Ende der 1990er-Jahre aufgehoben wurde, hält Schnyder für eines der Highlights seiner Zeit an der Stiftungsspitze. Diese Front aufzuweichen geholfen haben der Fall der Mauer, der Zusammenbruch der Sowjetunion und die langsame Öffnung von China.

Wichtig war Schnyder, im Stiftungsrat eine familiäre Stimmung zu erhalten. Vor den dreimal jährlich stattfindenden Ratssitzungen habe man stets ein gemeinsames Nachtessen veranstaltet, in bescheidenem Rahmen, wie er betont. Auch bei den jährlichen Besuchen bei unterstützten Entwicklungsprojekten habe man das Budget im Auge behalten. Ab und an sass weltweit bekannte Persönlichkeiten im Stiftungsrat, etwa der Ausstellungsmacher Harald Szeemann. Das sei gut gewesen für die Ausstrahlung, aber die Stiftung stärker geprägt hätten stille Schaffer, wie der Musikkenner und ehemalige Münsterpfarrer Martin Hubacher, der Entwicklungsfachmann Peter Sypcher oder der langjährige Stiftungsratspräsident Max Gsell, dank dessen Vermittlung der Stiftung eine erhebliche Schenkung zugeflossen sei.

Besonders gerne erinnert sich Schnyder an einen fast intimen Moment im Stiftungsrat im Jahr 2008. Schnyders Frau lag schwer krank im Spital, und doch liess man sie ohne sein Wissen für ein Kammerkonzert, das sich der Stiftungsrat anlässlich einer Sommer-Sitzung anhörte, holen. Ein letztes Mal. «Ein berührender Moment – ein Abschiednehmen», erinnert sich Schnyder.

Die Vermählung von Profit und Philanthropie

Kann auch das Tun von Gutem Rendite abwerfen? Ein neues Stiftungsunternehmertum und neue Formen von öffentlich-privaten Kooperationen schaffen effiziente Finanzierungsmodelle im Bereich der nachhaltigen Entwicklung. Ob sich diese Modelle bewähren, wird sich erst noch erweisen müssen. – Eine Auslegeordnung.

Hinter dem Boom zahlreicher neuer Finanzierungsmodelle in der Philanthropie stehen zwei Entwicklungen. So war einerseits mit den 2015 erarbeiteten Zielen für die nachhaltige Entwicklung (SDG) der UNO bis 2030 klar, dass ein wesentlicher Teil der jährlich benötigten rund 3 Billionen Dollar vom Privatsektor kommen muss. Um die ambitionösen Ziele zu erreichen, müssen neue effiziente Finanzierungsinstrumente geschaffen werden. Andererseits gibt es immer mehr Beispiele dafür, dass sich das Erzielen von Gewinnen und das Schaffen von philanthropischen Werten nicht ausschliessen müssen.

Vereinfacht gesagt, dachte man bisher, Geld verdient man mit dem Kopf, und mit dem Herzen spendet man es. Die neuen Finanzierungsmodelle verheissen, dass auch Gutes tun Renditen abwerfen kann, die dann in weitere Projekte investiert werden können. Ob dieser «geniale Hebel» wirklich für einen breiten Einsatz geeignet ist, bleibt zu beweisen.

Das Zauberwort heisst Impact Bonds. Kern dieser Bonds ist, dass sie Hilfeprojekte finanzieren und gleichzeitig einen Zins respektive Return abwerfen. Impact Bonds sind eine Kategorie des sogenannten Impact Investing – wirkungsorientiertes Investieren. Laut dem New Yorker Global Impact Investing Institute soll sich das Volumen im internationalen Impact Investment von 228 Milliarden Dollar per Ende 2017 bis 2020 auf 400 Milliarden ausdehnen. Daran beteiligen sich vor allem Fonds von Pensionskassen und Banken. Einer der ältesten Impact Investoren ist BlueOrchard aus Zürich, der Mikrofinanzanleihen verwaltet.

Die seit einiger Zeit als besonders innovativ geltenden Impact Bonds tragen die Handschrift von Banken und Wirtschaftsakteuren. Entsprechend sind es unternehmensnahe Stiftungen und Organisationen, die sie als Erste einsetzen. Diese neuen Akteure sind oft überzeugt, dass sich mit Entwicklungs- und Sozialprojekten, die businessmässig konzipiert sind, bessere Resultate erzielen lassen, als es traditionelle Finanzierungsmodelle schaffen.

Der eindeutige Vorteil: Mit ihren Ansätzen und Claims erreichen sie eine neue Kategorie von Geldgebern. Klar ist aber, dass sich die neuen Finanzierungsansätze nur für einfach quantifizierbare Projekte eignen und damit nur einen Teil aller Philanthropie-Begünstigten erreichen können.

Erfahrungen in Indien, Bern und Afrika

Noch fehlt es an breit abgestützten Erfahrungen und Auswertungen. Aber es gibt erste Beispiele wie etwa den ersten Development Impact Bond, den die Stiftung UBS Optimus Foundation auflegte. Dieser weist bereits konkrete Resultate aus.

Der Development Impact Bond der UBS Stiftung ist einer von weltweit 121 Social Impact Bonds, welche bis Herbst 2018 413 Millionen Dollar einsetzten. Dies geht aus der Erhebung der Organisation Social Finance aus London hervor, die im Jahr 2010 den ersten Social Impact Bond dieser Art lancierte.

Konkret gab die Investorin, die UBS Optimus Foundation, der indischen Organisation Educate Girls im Jahr 2015 eine Anleihe von 270 000 Dollar, die über drei Jahre lief. Die Nichtregierungsorganisation (NGO) erhielt damit den Auftrag, die Schulbeteiligung von Mädchen in 141 Dörfern im indischen Rajasthan zu erhöhen.

Die indische NGO hatte klare Vorgaben, wie viele der 800 Mädchen zwischen 6 und 14 Jahren in der Region – die nicht zur Schule gingen – eingeschult werden müssen und welche Lernziele sie erreichen sollten.

Die Summe, die die UBS Stiftung sprach, wurde von der englischen Gönnerin (Outcome Funder), der Children's Investment Fund Foundation, garantiert. Sie übernahm auch die positiven Risiken. Falls das vereinbarte Ziel übertroffen würde, zahlte sie der Investorin, die die grössten Risiken trägt, eine vereinbarte Rendite. Bei Nichterreichen der gesetzten Ziele hätte die UBS Optimus Foundation die Risiken – also die 270 000 Dollar – selber getragen. Die Rendite, die im Voraus als Prozentsatz der Investition vereinbart wird, kann aus Investorensicht auch als Zins gesehen werden. Allerdings richtet sich die Zinshöhe nicht nach dem Kapitalmarkt, sondern nach dem Zielerreichungsgrad des Projekts.

Für die UBS Stiftung lohnte sich die Investition: Da die Ziele deutlich übertroffen wurden, floss nicht nur die investierte Summe zurück, sondern auch eine entsprechende Rendite. In diesem Fall waren es zusätzlich 144 085 Dollar.

Für die indische Organisation war der Bond mehr als eine herkömmliche Zahlung. Gemäss der Gründerin von Educate Girls Safeena Husain ermöglichte der unüblich lange dreijährige Zeitrahmen, Innovationen zu entwickeln, wie zum Beispiel neue Stundenpläne.

Die Begriffe Social und Development oder Humanitarian Impact Bonds werden oft synonym verwendet. Dabei gelten Projekte im Inland oft als Social Impact Bond und solche mit Beteiligung von Entwicklungsorganisationen Development Impact Bond. Humanitarian Impact Bonds heissen solche, die humanitäre Ziele verfolgen: also Leben retten oder medizinische Hilfe bei Konflikten sicherstellen.

Das UBS-Projekt in Rajasthan diente als Grundlage und Inspiration für einen neuen Development Impact Bond in anderen indischen Staaten. Die UBS Foundation ist wieder mit von der Partie. Hinter dem neuen Bond von 11 Millionen Dollar stehen auch die Michael & Susan Dell Foundation, die staatliche britische Entwicklungsagentur sowie weitere potente Geldgeber.

Bei vielen Social Impact Bonds geht es nicht um Finanzierungen in armen Ländern, sondern um die Not direkt vor der Haustüre. Die Methode funktioniert auch im Kleinen. Da sie die Sprache der Wirtschaft spricht, ist sie geeignet, lokale Co-Finanzierer aus dem Privatsektor an Bord zu holen.

Bei der erwähnten britischen Organisation Social Finance aufgeführt ist auch der Social Impact Bond der Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern zugunsten eines Arbeitsintegrationsprojekts für vorläufig Aufgenommene und anerkannte Flüchtlinge.

Der Leistungserbringer ist die Caritas Bern und die Darlehensgeber die Unternehmerinitiative Fokus Bern sowie der Vermögensverwalter Invethos. Der erste Social Impact Bond der Schweiz beläuft sich auf 2,7 Millionen Franken. Die Rückzahlung des auf fünf Jahre befristeten privaten Darlehens durch den Kanton ist vom Grad der Zielerreichung abhängig. Ein möglicher Bonus, resp. Malus, wird zwischen dem Investor und der Leistungserbringerin aufgeteilt.

Konkret: Bei Nichterreichen der Zielvorgaben wird das Darlehen nicht vollständig zurückgezahlt, und die Leistungserbringerin (Caritas) bezahlt einen Malus. Bei einem Übertreffen der Zielvorgaben erfolgt die komplette Rückzahlung des Darlehens. Ausserdem erhält die Leistungserbringerin einen Bonus.

Die Beteiligung der Philanthropen aus der Wirtschaft eröffnete laut Caritas-Sprecher Oliver Lüthi die Möglichkeit, alle relevanten Akteure (Wirtschaft, öffentliche Hand, private Leistungsbringerin) auf ein so wichtiges Ziel auszurichten und die entsprechenden Netzwerke weiter auszubauen. Bis Ende 2017 konnten insgesamt 100 Personen in die Vermittlungsphase aufgenommen werden. Davon waren bis im Sommer 2018 38 fest im ersten Arbeitsmarkt angestellt, vor allem im Bereich Gastronomie und Reinigung. 18 absolvierten ein Praktikum. Gemäss den persönlichen Coaches der Teilnehmer sind die Arbeitgeber vor allem dann bereit, Personen aus dem Asylbereich einzustellen, wenn sie grundsätzlich voll einsatz- und leistungsfähig sind und die benötigten Fähigkeiten und Qualifikationen mitbringen. Für eine Beurteilung des Social Impact Bonds (SIB) ist es laut dem externen Evaluator, dem Berner Büro Bass, noch zu früh.

Chancen und Risiken

Riesige Renditen sind von Impact Bonds nicht zu erwarten. Allerdings lassen sich die Renditen von durchschnittlich 5 Prozent im derzeitigen Zinsumfeld durchaus sehen. Beim weltweit ersten Humanitarian Impact Bond, den das Genfer Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK) im September 2017 auflegte, lockt eine Rendite von bis zu 7 Prozent. Der Humanitarian Impact Bond mit einem Volumen von 26 Millionen Franken ist ein Finanzvertrag, bei dem die Rendite von vereinbarten Entwicklungszielen abhängt.

Das IKRK-Konstrukt hat eine Laufzeit von fünf Jahren, mit dem Geld sollen drei Rehabilitationszentren in der Republik Kongo, in Mali und Nigeria finanziert werden – also in Krisenregionen. Diese Zentren versorgen die Menschen dort mit Rollstühlen, Prothesen und medizinischer Betreuung.

Die 26 Millionen Franken stammen von rund einem Dutzend Stiftungen und Investoren, wie zum Beispiel der Münchener Rück. Schaffen es diese neuen Reha-Zentren, pro Mitarbeiter mehr Menschen zurück in die Mobilität zu führen als eine vorab definierte Vergleichsgruppe von Zentren, winkt den Investoren die komplette Rückzahlung der Einlage sowie eine Rendite von 7 Prozent.

Die Rückzahlung der Investition plus Zinsen leisten sogenannte Outcome-Funders, das sind die Regierungen der Schweiz, Belgiens sowie die Stiftung der spanischen Finanzgruppe La Caixa. Schneiden die Zentren im Vergleich schlechter ab, droht den Investoren ein Verlust von bis zu 40 Prozent ihres Einsatzes.

Für das Eidgenössische Aussendepartment ist die Teilnahme am Bond interessant, weil Regierungen nur bei Erfolg zahlen müssen. Das Risiko tragen die privaten Firmen und Stiftungen. Mit anderen Worten: Die Risiken werden vom staatlichen Geldgeber zu Privaten transferiert.

Der ergebnisorientierte Pay-for-Results-Ansatz via Social, Development oder Humanitarian Impact Bonds ergänzt die traditionelle philanthropische Finanzierung in der internationalen Zusammenarbeit und der inländischen Sozialarbeit. Das Innovationsrisiko traditioneller humanitärer Geber des öffentlichen Sektors kann damit an private Investoren weitergegeben werden.

Oder mit den Worten von IKRK-Chef Peter Maurer: «Mit den humanitären Anleihen wollen wir im Wesentlichen Geld mobilisieren, das sonst nicht für humanitäre Aktivitäten eingesetzt würde.»¹

Die Stärke beim Miteinbezug von Privatinvestoren liegt sicherlich darin, dass ein Investment unter Business-Bedingungen angeboten wird und nicht nur à fonds perdu Gutes getan werden soll. Damit locken die Bonds neue Geldgeber aus der Wirtschaft an. Ob sie bessere Entwicklungsergebnisse erbringen, bleibt noch zu beweisen. Gross ist das Interesse der internationalen Gemeinschaft, dass die Bonds ihr Hauptziel erreichen – nämlich einen zusätzlichen Finanzierungsschub für die UNO-Entwicklungsziele 2030 zu mobilisieren.

¹ Vgl. Credit Suisse Bulletin, Heft 3, 2018.

Stiftungsführung heute

Eine Stiftung professionell zu führen, bedeutet eine Verpflichtung zu Foundation Governance: nachvollziehbares, qualifiziertes, transparentes und auf die nachhaltige Wirkung ausgerichtetes Handeln.
– Die Grundsätze der Stanley Thomas Johnson Stiftung.

Förderstiftungen sind eigene Rechtspersönlichkeiten, die auf privater Initiative gründen und gleichzeitig liberalen rechtlichen Rahmenbedingungen unterstehen. Sind sie einem öffentlichen oder gemeinnützigen Zweck verpflichtet, kommen sie in den Genuss einer Steuerbefreiung. Somit steht eine Förderstiftung in einem Spannungsfeld zwischen privat motiviertem Zweck und öffentlicher Verpflichtung. Wie man dieser öffentlichen Verpflichtung auf professionelle und transparente Art und Weise nachkommt, stand in den letzten Jahren im Fokus der Diskussionen und Aktivitäten im Stiftungssektor.

Den Stiftungszweck wirkungsvoll umsetzen und einen wertvollen Beitrag zum Gemeinwohl leisten scheint auf den ersten Blick unkompliziert und geradezu prädestiniert für eine sinnstiftende ehrenamtliche Tätigkeit. Im heutigen Umfeld erweist sich die Aufgabe als Stiftungsrat aber zunehmend als anspruchsvolles und zeitlich forderndes Engagement. Fachwissen, Erfahrung und ein gutes Verständnis zeitgemässer Stiftungsführung sind gefordert. Eine Stiftung professionell zu führen, bedeutet eine Verpflichtung zu Foundation Governance: nachvollziehbares, qualifiziertes, transparentes und auf die nachhaltige Wirkung ausgerichtetes Handeln. Die Tatsache, dass eine Stiftung sich selber gehört und weder von Eigentümern, Mitgliedern oder Gesellschaftern kontrolliert wird, erhöht den Anspruch an (Selbst-)Kontrolle und Foundation Governance.

Im Jahr 2005 veröffentlichte SwissFoundations die erste Fassung des Swiss Foundation Codes, der seither mehrmals überarbeitet und ergänzt wurde. Wie andere gemeinnützige Förderstiftungen und Mitglieder des Verbands befürwortet auch die Stanley Thomas Johnson Stiftung die Ziele von SwissFoundations und die Empfehlungen des Codes. Der Stiftungsrat stützt sein Handeln auf die drei Grundsätze des Codes: die effiziente und wirksame Umsetzung des Stiftungszweckes, die Pflege eines ausgewogenen Verhältnisses zwischen Führung und (Eigen-)Kontrolle (Checks and

Balances) sowie die Transparenz bezüglich der Grundlagen, Ziele, Strukturen und Tätigkeiten der Stiftung.

Die effiziente und wirksame Umsetzung des Stiftungszwecks erfordert eine regelmässige Auseinandersetzung und Überprüfung der Praxis im Kontext von Stifterwille, Umfeld, Stiftungstradition und Zukunftsorientierung. Gerade in einer Stiftung mit vier unterschiedlichen Förderbereichen sind die Ansprüche an die Entwicklung, Planung und Umsetzung inhaltlicher Ziele und Ausrichtungen in jedem Förderbereich hoch. In der 50-jährigen Förderpraxis der Stiftung lässt sich in verschiedenen Bereichen gut aufzeigen, mit welcher thematischer Breite der Stiftungszweck im Laufe der Jahre ausgelegt wurde. Die Ausgestaltung der Förderpolitik war geprägt vom Zeitgeist und vom gesellschaftspolitischen Umfeld. Die periodische Überprüfung der Förderpraxis im Hinblick auf eine wirksame und zukunftsorientierte Interpretation des ursprünglich formulierten Stiftungszwecks ist deshalb eine der zentralen und ständigen Aufgaben des Stiftungsrates.

Vier thematisch unterschiedliche Förderbereiche zu pflegen sowie die Anlagen zu bewirtschaften, stellt besondere Anforderungen an das Wissensmanagement der Stiftung. Eine wichtige Ressource für praxisnahes Expertenwissen bildet das Ressortprinzip im Stiftungsrat. Die Förderbereiche sowie das Ressort Finanzen und Anlagen sind im Stiftungsrat mit ausgewiesenen Fachexperten vertreten. Für jedes Ressort im Stiftungsrat ist ein Anforderungsprofil definiert. Dieses wird bei einem Wechsel geprüft und im Hinblick auf die Strategie, Kontinuität der Arbeit und die mittel- und langfristigen Bedürfnisse der Stiftung angepasst. Die Anforderungsprofile bilden eine wichtige Grundlage für Nachfolgeregelungen und Vermeidung von Kooptation. Um ein transparentes und erfolgreiches Rekrutierungsverfahren zu gewährleisten, hat der Stiftungsrat auch die Position des Stiftungspräsidiums öffentlich ausgeschrieben. Die Expertise und das Fachwissen der Stiftungsräte werden entsprechend den Anforderungen ihrer Funktion denn auch finanziell in moderatem Rahmen entschädigt.

Die hohe Qualifikation aller Beteiligten ist für die Stiftung die wichtigste Voraussetzung, um die Professionalität der Prozesse und Entscheidungen sicherzustellen und laufend zu verbessern. Entscheidend für das stetige Generieren, Speichern, Anwenden und Transferieren von erforderlichem Wissen ist auch der regelmässige Austausch zwischen operativer und strategischer Ebene. Das stellt hohe Anforderungen an alle Beteiligten. Stiftungsrat und Geschäftsstelle verstehen sich deshalb als lernende Organisation. Dazu gehören offene Diskussionen, der Austausch mit anderen Stiftungen und Stiftungsvertretern sowie gemeinsame Workshops und Weiterbildungen. So können Stiftungsrat und Geschäftsstelle das strategische und operative Führungsverständnis auf gemeinsamen Grundlagen aufbauen.

Zusätzlich und als Ergänzung zur ständigen Organisation stützt sich die Stiftung auf die spezialisierte Expertise von externen Fachpersonen. Diese beraten die Stiftung bei Fragen der Vermögens- oder Immobilienbewirtschaftung sowie auf Ebene der einzelnen Förderbereiche. Der Beizug von externem Fachwissen hat sich als äusserst wertvoll erwiesen, wenn die Stiftung bei der Vermögensbewirtschaftung oder in der Förderpraxis neue Projekte oder Partnerschaften initiiert und so das Know-how für bisher nicht erschlossene Themenbereiche aufbaut.

Die laufende Gestaltung der einzelnen Förderbereiche ist ein wichtiger Teil der Stiftungsarbeit und der wirksamen Umsetzung des Stiftungszwecks. Die finanziellen Grundlagen für diese Fördertätigkeit werden mithilfe einer zweckdienlichen und einträglichen Vermögensverwaltung geschaffen. Die Vermögensbewirtschaftung und die professionelle Vermögensverwaltung gehören deshalb zu den Kernaufgaben der Stiftung. Die Wertschriftenanlagen folgen im Rahmen der Risikofähigkeit und -bereitschaft der Stiftung den Prinzipien von Liquidität, Rentabilität und Sicherheit. Der erwirtschaftete Gewinn orientiert sich an marktkonformen Renditen, um langfristig die Kaufkraft des Vermögens zu erhalten und möglichst konstante und hohe Zuwendungen zu ermöglichen. Gleichzeitig sollen die Wertschriftenanlagen den Stiftungszweck nach Möglichkeit unterstützen oder diesem zumindest nicht widersprechen. Gerade im Zusammenhang mit dem übergeordneten Stiftungszweck der Johnson Stiftung, nämlich zur Verbesserung der Lebensqualität von Menschen beizutragen, ist es eine Frage der ethischen Glaubwürdigkeit, mit dem Vermögen in Institutionen und Unternehmen zu investieren, die nachhaltigen Kriterien entsprechen und nicht im Widerspruch zum Stiftungszweck stehen. Die Stiftung hat sich in den vergangenen Jahren deshalb intensiv mit der Frage auseinandergesetzt, wie die Umsetzung des Stiftungszweckes mit geeigneten, zielgerichteten Vermögensanlagen unterstützt werden kann, und hat sich entschieden, das Vermögen der Stiftung konsequent und vollständig nachhaltig anzulegen. Die Anlageentscheide basieren seither auf einer Bewertung nach Umwelt-, Sozial- und Governance-Kriterien. Der Entscheid für eine nachhaltige Anlagestrategie steht im Einklang mit den Empfehlungen zur Vermögensbewirtschaftung des Swiss Foundation Codes.

Bezüglich des *ausgewogenen Verhältnisses zwischen Führung und (Eigen-)Kontrolle (Checks and Balances)* steht die Stiftung im Jubiläumsjahr 2019 auf einer soliden Basis. Sie verfügt auf allen Ebenen der Organisation über geeignete Instrumente, die dem Stiftungsrat eine professionelle Steuerung sowie die Aufsicht und Kontrolle über die Führungsprozesse ermöglichen. Die jährliche Leistungs- und Finanzplanung, eine Kostenrechnung nach Standard GAAP FER 21, das externe Controlling der Vermögensanlagen, eine jährliche Risiko-Analyse, ein griffiges internes Kontrollsystem sowie die regelmässige Selbstevaluation des Stiftungsrates ermöglichen eine

transparente und pflichtgerechte Führung. Ein internetbasiertes Gesuchsmanagement-System ermöglicht die effiziente Bearbeitung und Nachverfolgung von Fördergesuchen und einen transparenten Entscheidungsprozess, in welchem auch allfällige Interessenskonflikte deklariert werden.

Auch bezüglich der dritten Empfehlung des Swiss Foundation Codes, *Transparenz bezüglich der Grundlagen, Ziele, Strukturen und Tätigkeiten der Stiftung* zu schaffen, hat die Johnson Stiftung in den letzten Jahren einige Anstrengungen unternommen. Als zeitgemässe Stiftung versteht sie sich als aktive, gestaltende und sichtbare Institution in ihrem Sektor. Mit Projektpartnerschaften im Sinne von Kooperationen mit anderen Stiftungen und mit der öffentlichen Hand wird die Wirkung erweitert und breiter abgestützt. Die Zusammenarbeit mit Partnern ermöglicht durch das Verbinden von Kompetenzen und Know-how sowie von finanziellen und personellen Ressourcen eine beträchtliche zusätzliche Wirkung sowie eine Skalierung von Projekten, welche die Stiftung im Alleingang nicht erbringen könnte. Die Zusammenarbeit mit Partnern ist auch für die Stiftung als Organisation äusserst wertvoll. Ein Teilen von Informationen, Monitoring-, Evaluations- und Wirkungsergebnissen sowie eine gemeinsame Planung von Skalierungsoptionen erlauben es, die eigene Tätigkeit zu reflektieren und zu verbessern.

Beispiele für Partnerschaften gibt es in allen Förderbereichen. Im Bereich «Medizinische Forschung» unterstützte die Johnson Stiftung gemeinsam mit einer anderen Stiftung ein Forschungsprogramm in Palliative Care zum nachhaltigen Auf- und Ausbau der Forschungskompetenzen und -infrastrukturen in der Schweiz. Für die beiden Förderbereiche «Medizinische Forschung» und «Opfer von Konflikt und Gewalt» sind zwei gemeinsame Forschungs- und Anwendungsprojekte zur Verbesserung der Diagnosestellung und Gesundheitsversorgung in Flüchtlingscamps zusammen mit anderen Stiftungspartnern in Planung. In einem Berufsbildungsprojekt für Erwachsene arbeitet die Stanley Thomas Johnson Stiftung mit der Erziehungs- und der Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern zusammen. Auch im Kulturbereich wird die Zusammenarbeit mit der öffentlichen Hand und anderen Stiftungen zur gezielten Förderung junger Künstler und Künstlergruppen sowie für Spezialprojekte gesucht.

Mit einer informativen Webseite und mit ansprechend gestalteten Jahresberichten schafft die Stiftung Transparenz und Sichtbarkeit über ihre aktuellen Tätigkeiten und ihre Förderprojekte. Mit der vorliegenden Publikation zur 50-jährigen Geschichte werden auch die Grundlagen der Stiftung, die Herkunft des Vermögens, die Persönlichkeiten der Stifter, die Förderpraxis sowie die Organisation und die Personen hinter der Stiftung aufgearbeitet und sichtbar gemacht.

— Anhang

William Morgan und Mike Jones,
Aerospace Bristol

Die Entwicklung und Funktion der Blindniete

Aerospace Bristol wurde 2016 als neues Luftfahrtmuseum auf dem historischen Filton Airfield in Bristol gegründet. Das Museum erzählt die Geschichte von Bristols reichem Erbe der Luftfahrt und erhielt einen grosszügigen Gründungsbeitrag der Stanley Thomas Johnson Stiftung. Dank diesem Betrag konnten Unterrichtsräume eingerichtet werden. Zwei freiwillige Mitarbeiter des Museums erläutern die Geschichte und Funktion der Blindniete.

Nieten wurden zuerst in Gebäuden und auf Schiffen zum Verbinden von Eisenteilen verwendet. Sie wurden in der Luft- und Raumfahrtindustrie eingeführt, da Aluminium nicht zuverlässig geschweißt werden konnte. Die meisten Flugzeugstrukturen in den 1930er-Jahren bestanden aus Holz oder Metall mit Stoffbespannung und verwendeten Hohlkugeln, die mit einem Handwerkzeug angebracht wurden. Vor 1936 erforderte dieser Nietvorgang den Zugang zu beiden Seiten des Nietes, um diesen zu fixieren. Dies war jedoch eine schwierige Situation bei der Flugzeugkonstruktion, da Niete oft an nicht leicht zugänglichen «blinden» Stellen innerhalb der Struktur benötigt wurden.

1936 gründete Stanley Thomas Johnson das Unternehmen «Avdel» (ursprünglich Aviation Development Ltd.) in Surrey, Grossbritannien, das Blindbefestigungssysteme und Werkzeuge herstellte. Die Blindnieten können an einer Seite der zu verbindenden Metallteile fixiert werden, womit das Problem des Zusammenfügens von Flugzeugteilen hervorragend gelöst wurde. Dies galt insbesondere für Flugzeuge mit röhrenförmigen Strukturen, bei denen der Zugang nach innen unmöglich war.

Wie funktioniert das System? Der zweiteilige Blindniet besteht aus einer Niethülse, die auf einen Nietdorn montiert ist. Die Verarbeitung erfolgt nur von einer Seite der zu verbindenden Bauteile. Nach dem Einführen des Nietes in das Bauteil wird eine Nietpistole eingesetzt, die mit grossem Zug am Nietdorn die Niethülse verformt, sodass sich ein breiter Schliesskopf bildet. Der Dorn des Nietes wird dann abgebrochen, und noch überstehendes Material wird geglättet.

In den 1930er-Jahren wurden die Chobert-Blindnieten von Jacques Chobert erfunden, die sich für die Montage von dickem Material und das Nieten durch unebene oder unregelmäßig geformte Löcher eigneten. Der Vorteil des Chobert-Modells war, dass nun 50 Niete auf einmal in eine Nietpistole geladen werden konnten. Dies führte zu einer drastischen Reduktion der Herstellungszeit von Flugzeugen. In nur zwei Minuten konnten 50 Niete angebracht

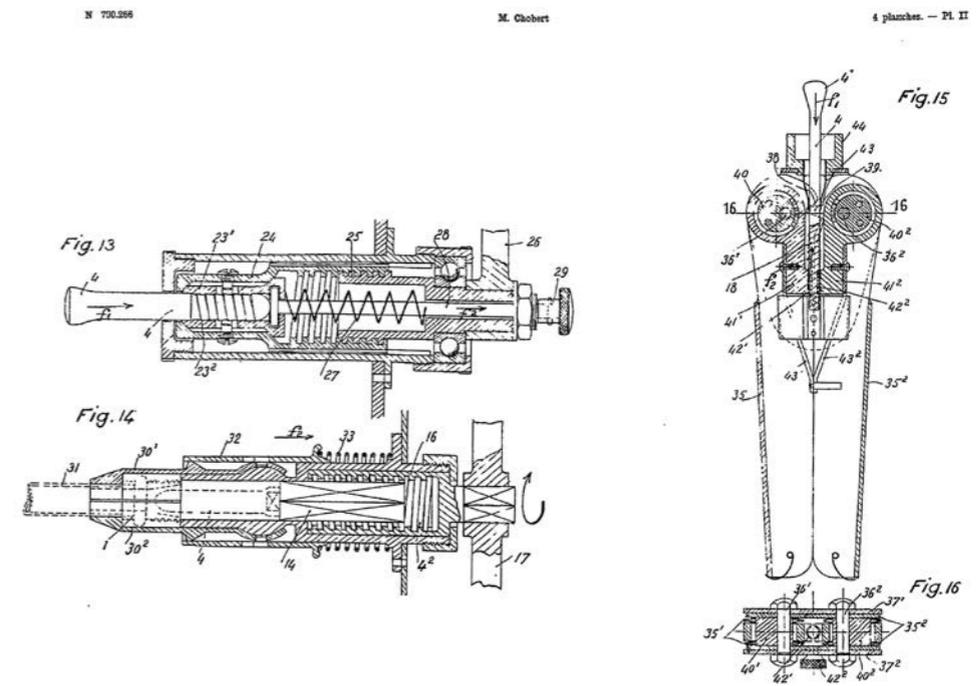
werden. Das wesentlich rationellere Fertigungsverfahren war ein grosser Gewinn für die Flugzeugindustrie, besonders im Zweiten Weltkrieg, als die Nachfrage nach Flugzeugen in die Höhe schoss und 60 bis 70 Prozent der ArbeiterInnen Frauen waren.

Abgesehen vom Flugzeugbau, sind Blindnieten auch in vielen anderen Bereichen im Alltag unerlässlich, beispielsweise bei der Befestigung von Schienen an Schwellen

beim Bau von Eisenbahnstrecken. Sie finden auch breite Anwendung im Haushalt, beispielsweise in Küchengeräten und Küchenherden aus Edelstahl.

William Morgan war Ingenieur bei der Bristol Airplane Company, bevor er an der Bristol Britannia und später an der Concorde arbeitete. Mike Jones arbeitete für Bristol Freighter und Bristol Britannia. Später wurde er Ausbilder am BAC Training College. William und Mike sind beide Freiwillige bei Aerospace Bristol und waren engagiert am Aufbau des Museums beteiligt.

Bearbeitung und Übersetzung aus dem Englischen:
Beate Engel



1910–2019: Chronologie der Stanley Thomas Johnson Stiftung

1910

Stanley Thomas Johnson wird am 10. Juni als erstes Kind von Albert Harry und Sarah Jane Johnson in Godalming, GB, geboren.

1931

June Mary wird am 28. März als Tochter von Cyril und Ivy Vale in Hull, GB, geboren.

1936

Stanley Thomas Johnson erwirbt die Patentrechte für die Verwendung und Vermarktung von Chobert-Blindnieten.

1936

Gründung der Aviation Developments Ltd.

1937

Ivy Vale heiratet in Hull ihren zweiten Mann Joseph Starr. June Mary übernimmt dessen Nachnamen.

1940

Die Fachpresse schätzt, dass drei Viertel aller im Empire gebauten Flugzeuge mit Chobert-Nieten bestückt wurden.

1940

Stanley Thomas Johnson entkommt knapp dem Tod, weil er – trotz gültiger Buchung – offenbar nicht auf dem Passagierschiff «City of Benares» war, das von deutschen U-Booten versenkt wurde.

1941

Aviation Developements Ltd. in Canada registriert.

1945

Aviation Developements Inc. in USA registriert.

1948

Grosser Bedarf an Blindnieten – als Ohrmarke für Nutztiere.

1954

Stanley Thomas Johnson lässt sich in Genf nieder.

Er und June Mary Starr heiraten in Burbank, USA. Das Paar lebt zusammen am Quai Gustave-Ador 62 in Genf.

1961

Stanley Thomas Johnsons Firma wird umgetauft auf den Namen «Avdel».

1967

Stanley Thomas Johnson stirbt am 1. Februar im Alter von 56 Jahren im American Hospital in Neuilly-sur-Seine bei Paris. Er wird kremiert und auf dem Friedhof Saint-Georges in Genf beigesetzt.

1969

June Mary Johnson stirbt am 7. April im Alter von 38 Jahren unter nicht geklärten Umständen in ihrem Haus in Genf. Johnsons Treuhänder Hugo Spühler hatte sie nach dem Tod von Stanley Thomas davon überzeugt, als Haupterin eine karitative Stiftung einzusetzen.

Am 25. September wird die Stanley Thomas Johnson Stiftung mit einem Startkapital von 1,5 Mio. US-Dollar gegründet. Die Stiftungsurkunde hält als Stiftungszweck fest: Fine arts, Promotion of the objectives of the ICRC in alleviating the conditions of people in times of war and of refugees, Scientific research, Special grants. Der Stiftungszweck beinhaltet ein sogenanntes Kodizill, welches die Unterstützung von Projekten in China, der Sowjetunion und in beiden deutschen Staaten untersagt.

Erste Vergaben für Royal Free Hospital in London sowie an IKRK für Opfer von Erdbeben und Überschwemmungen in Rumänien und Peru.

1972

Hugo Spühler wird zum Stiftungsratspräsidenten gewählt.

1977

Die Stiftung bezieht Büros am Eigerplatz in Bern.

1987

Zum Andenken an den 20. Todestag von Stanley Thomas Johnson erhält das Lagan College in Belfast, Irland, einen Betrag von £100 000 für den Bau und die Einrichtung einer neuen Bibliothek «The Stanley Thomas Johnson Library».

1998

Aufhebung des Kodizills.

1999

30-Jahr-Jubiläum mit Klavierkonzert im Kultur-Casino Bern.

2008

Die Stanley Thomas Johnson Stiftung erhält eine namhafte zusätzliche Schenkung. Neu werden Ausbildungswillige aus dem Kanton Bern und Schulprojekte, vorwiegend im Kanton Bern, gefördert.

2013

Im Stiftungsrat sind erstmals seit der Gründung ausschliesslich Schweizer und keine britischen Stiftungsräte mehr vertreten.

2013

Erstmalige Ausschreibung des June Johnson Dance Price in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Kultur.

2014

Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften für das Forschungsprogramm in Palliative Care.

2015

Der Sitz der Stiftung wird an die Schwanengasse 6 im Zentrum von Bern verlegt.

2016

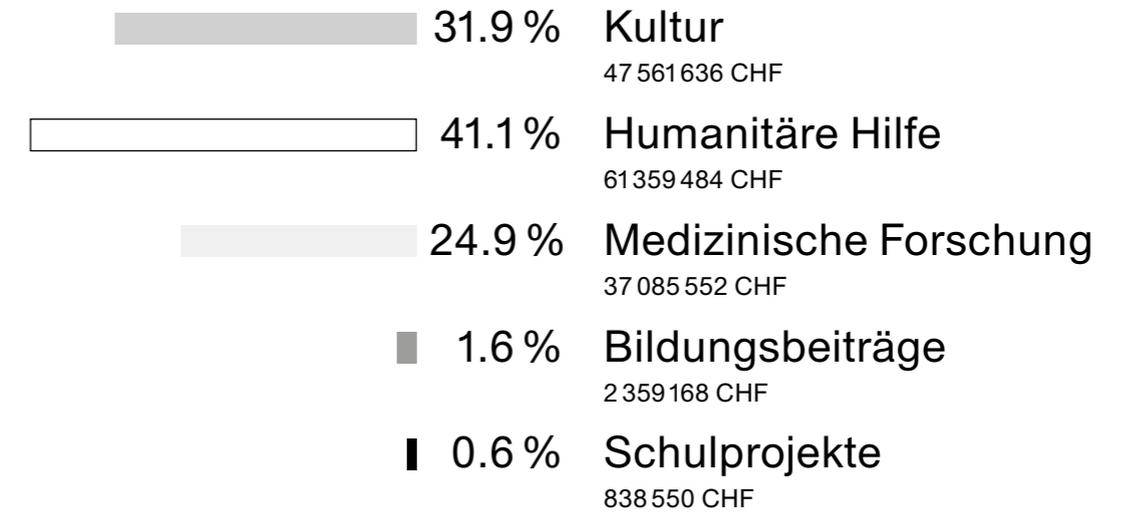
Der Stiftung beschliesst aus Anlass des 50-jährigen Bestehens der Stiftung 2019 eine Sondervergabe von £ 180 000 an das Bristol Aerospace Center für die Einrichtung eines «Stanley Thomas Johnson Learning Room».

Erstmalige Ausschreibung des Pilotprojekts «2. Chance auf eine 1. Ausbildung» in Zusammenarbeit mit der Erziehungs- sowie mit der Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern

2019

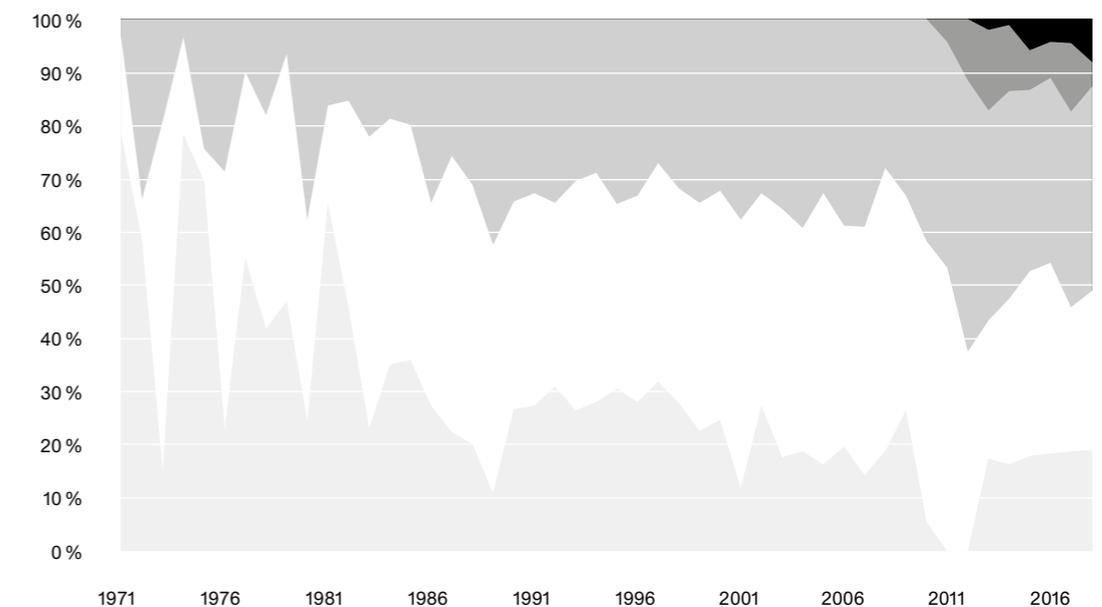
Zum 50-jährigen Bestehen der Stiftung erscheint die Publikation: «Auftrieb – Die Geschichte der Stanley Thomas Johnson Stiftung». Die Stiftung begeht das Jubiläum am 21. Juni mit einem Fest in der Berner Dampfzentrale.

150 Millionen: Verteilung der Mittel von 1971–2018



Total

149 204 390 CHF (gerundet)



Stiftungsrat, Präsidium und Geschäftsführung seit 1969

Präsidium

	von	bis
Elsie Metcalfe	1969	1970
Hugo Spühler	1970	1981
Hansfelix Stump	1981	1994
Christoph Fröhlich	1994	1996
Kenneth Hobbs	1997	2004
Max Gsell	2004	2009
Thomas Zachmann	2010	2011
Mirjam Eglin	2012	heute

Ehrenmitglieder des Stiftungsrates

Hugo Spühler	1985	1999
Elsie Metcalfe	1987	1994
Katharina Hunziker-Bieri	2009	heute

Generalsekretäre und Geschäftsführer

Elsie Metcalfe	1973	1978
Albrecht Schwarz	1978	1992
Josef Schnyder	1992	2010
Judith Safford	2010	2013
Guido Münzel	2014	heute

Stiftungsrat

	von	bis
Alexander von Muralt	1969	1976
Elsie Metcalfe	1969	1972
William Moore	1969	1976
Edward S. Pearson	1969	1976
Hansfelix Stump	1969	1996
Theophil von Mandach	1969	1988
Karl Dätwyler	1972	1973
F.A.G. Schoenberg	1976	1982
Walter Oberer	1976	1978
Kenneth Hobbs	1976	2004
Karl Eigenheer	1976	1981
Harald Szeemann	1979	1993
Hugo Spühler	1981	1988
Martin Hubacher	1983	2004
Alex Krneta	1983	2002
Alfred Rüegg	1989	2008
Ann Rose	1989	2002
Christoph Fröhlich	1990	1996
Hans-Dieter Vontobel	1996	2004
Peter Geiser	1997	2003
Beat Wismer	1999	heute
Max Gsell	2000	2009
Peter Spycher	2002	2009
Ruth Warwick Cohen	2002	2013
Rolf Streuli	2002	2009
Charles David Wolfe	2002	2013
Ursula Frauchiger	2006	heute
Kaspar Zehnder	2007	heute
Thomas Zachmann	2009	2011
Hans Furthmüller	2010	2011
Lorenz Indermühle	2010	heute
Walter Rumpf	2013	heute
Roland Kobel	2013	heute

Geschäftsstelle aktuell 2019

Guido Münzel, Geschäftsleiter	Beate Engel, Programm-Managerin Kultur
Myriam Vetsch, Leiterin Administration	Beatrix Vogl, Mitarbeiterin Administration
Susanne Bachmann, Mitarbeiterin Administration	Danièle Héritier, Projektkoordinatorin, «2. Chance für eine 1. Ausbildung»

Autorinnen und Autoren

Martin Bieri, Bern: Autor, Dramaturg und Journalist in Deutschland und der Schweiz	Markus Mugglin, Marly FR: Wirtschafts-journalist, Spezialist für Fragen der Entwicklungszusammenarbeit, ehemals Leiter des <i>Echo der Zeit</i>
Larissa Bizer, Basel: Produzentin Theater und Tanz, Teammitglied Produktionsdock, Basel	Bernhard Pulver, Bern: Dr. iur., alt Regierungsrat, Erziehungsdirektor des Kantons Bern (2006–2018), Verwaltungsratspräsident der Insel Gruppe
Armand B. Cachelin, Bern: Dr. med., PhD, Pharmakologe	Antoinette Schwab, Bern: Wissenschaftsjournalistin
Mirjam Eglin, Zürich: Dr., PhD in Naturwissenschaften; Stiftungsratspräsidentin der Stanley Thomas Johnson Stiftung sowie Ressort «Medizinische Forschung»	Phyllida Shaw, London: Kulturvermittlerin, Journalistin
Beate Engel, Bern: Kunsthistorikerin, M.A., Kulturmanagerin M.A.A.; Programm-Managerin Kultur der Stanley Thomas Johnson Stiftung	Jürg Steiner, Köniz / Mittelhäusern: Journalist bei der <i>Berner Zeitung</i> und freier Autor
Claudia Gnehm, Zürich: Stv. Leiterin des <i>Blick</i> -Wirtschaftsressorts	Andreas Tobler, Bern: Prof. em., Dr. med., ehemaliger Ärztlicher Direktor des Inselspitals und der Insel Gruppe
Peter Miles, London: freischaffender Journalist, pensionierter Redaktor von BBC World Service Radio	Konrad Tobler, Bern: Kulturpublizist
Guido Münzel, Bern: lic. phil. I, dipl. Verbandsmanager VMI; Geschäftsleiter Stanley Thomas Johnson Stiftung	Julia Wehren, Jegenstorf: Theater- und Tanzwissenschaftlerin

Abbildungsnachweise

Schweizerischer Nationalfonds → S. 45

Schweizerische Nationalbibliothek, Graphische Sammlung:
Sammlung Fotoporträts © Erbegemeinschaft Dr. med. Peter Friedli → S. 49

Der Schweizer Ausstellungsmacher Harald Szeemann, im Fabrikatelier
«Fabbrica für geistige Gastarbeit» in Maggia, Schweiz, aufgenommen im
März 1995 vor einem Bild des deutschen Künstlers Joerg Immendorff.
(KEYSTONE/Niklaus Stauss) → S. 53

Bildstrecken

Hrair Sarkissian, London → S. 71–87

Kiriakos Hadjiioannou, Association Antibodies
Trilogie «Higher States»

Mysterion | Higher States 1 (2016) © Guillaume Musset → S. 102–107
Hyperion | Higher States 2 (2017) © Jörg Baumann, Katerina Delta → S. 101
Erotikon | Higher States 3 (2019) © Onassis Stegi → S. 99

Cédric von Niederhäusern, New York → S. 135–147

Marco Frauchiger, Bern → S. 173–183

Statistiken für Tabellen Armand Cachelin → S. 205

Impressum

Herausgeberin:
Stanley Thomas Johnson Stiftung, Bern

AUFTRIEB — Die Geschichte der
Stanley Thomas Johnson Stiftung
1969–2019

Konzept, Koordination und Redaktion:
Beate Engel und Konrad Tobler

Redaktionskomitee der Stiftung:
Mirjam Eglin, Ursula Frauchiger, Beat Wismer,
Kaspar Zehnder, Guido Münzel

© der Texte bei den Autorinnen und Autoren
© der Fotografien bei den Fotografen

Korrektorat / Lektorat: Stefanie Bähr, Saarbrücken

Gestaltung und Layout: Atelier Pol, Bern

Druck: SIZ Industria Grafica, Verona

Auflage: 750 Ex.

ISBN 978-3-033-07305-0

Bern 2019

www.johnsonstiftung.ch